

Ich gebe dir ein weises Herz

**Auf den Spuren
Salomos durch
das Land der Bibel**

**Ein biblisches Sachbuch
von A. Salomon mit Bildern von E. Lessing**

Alfred Salomon · Ich gebe dir ein weises Herz

Ich gebe dir ein weises Herz

**Auf den Spuren Salomos
durch das Land der Bibel**

**Ein biblisches Sachbuch
von Alfred Salomon
mit Bildern von Erich Lessing**

Christophorus-Verlag, Freiburg · Aussaat Verlag, Wuppertal

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek:

Salomon, Alfred:

Ich gebe dir ein weises Herz: auf d. Spuren

Salomos durch d. Land d. Bibel; e. bibl.

Sachbuch/von Alfred Salomon. Mit Bildern

von Erich Lessing.

Freiburg im Breisgau: Christophorus-Verlag

Wuppertal: Aussaat Verlag, 1982

ISBN 3-419-52964-3 (Christophorus-Verl.)

ISBN 3-7615-4811-7 (Aussaat Verl.)

© 1982 by Aussaat Verlag GmbH, Wuppertal
Christophorus-Verlag Herder GmbH, Freiburg i. Br.
Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks,
vorbehalten.

Reproduktionen: Rito AG, Zürich

Herstellung: Druckhaus Ernst Kaufmann, Lahr/Schw.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7	AUCH DAS WAR SALOMO	61
Zu diesem Buch	9	Gott wohnt im Dunkel	62
Salomo und Konstantin	9	Gebaut für den Herrn und für den König .	65
ZU DEN SÄULEN SALOMOS	12	WENN BAUEN SCHWIERIG WIRD .	70
War hier auch Salomo?	13	Als Bauholz ungeeignet	71
Ein Tempel der Todesgöttin Hathor	16	Bauen kostet Geld	74
DER RÄTSELHAFTE SALOMO	18	DER TEURE FRIEDEN	77
Historie und Legende	19	Frieden durch Abschreckung	78
Ein Nachgeborener macht Karriere	20	Eine königliche Versorgung	79
EIN MENSCH VOLLER WIDER- SPRÜCHE	23	Ein königlicher Unternehmer	80
Auge um Auge, Zahn um Zahn	24	WAS DIE BIBEL NICHT BERICHTET .	83
Blut am Altar	26	Kupferminen Salomos?	84
Ein Traumgesicht in Gibeon	27	Das Rätsel um den Pferdehandel	86
ZUM TELL MEGIDDO	30	AM ROTEN MEER	88
Wie nach Megiddo kommen?	31	Wunderwelt der Korallen	89
Die Ställe Salomos?	32	Die Insel der Pharaonen	90
Die Schlacht von Harmagedon	35	IRGENDWO IN AFRIKA	93
ÜBERALL DERSELBE PLAN	40	Und brachten Gold aus Punt	94
Geser und Hazor	41	Der Bildbericht der Hatschepsut	97
Eine Höhe voller Disteln	43	WOHER NAHM SALOMO SEIN WIS- SEN?	100
VERWANDTSCHAFTEN UND IHRE FOLGEN	49	Wo lag Ofir?	101
Eine gute Partie	50	Das Geheimnis der Pharaonentochter ...	102
Wo stand der Tempel?	53	Hochseefahrt der Phönizier	104
Ein Haus für den Herrn	54	Zimbabwe – eine Theorie und ihr Schick- sal	107

WENN DIE SONNE IM NORDEN STEHT	110	DIE KÖNIGIN VON SABA	129
Mißglückte Meuterei	111	Im Lande der Minäer	130
Um das Kap der Guten Hoffnung	114	Sie prüfte ihn mit Rätselfragen	132
EINE FAHRT HAT SICH GELOHNT .	116	Und die Weisheit Salomos	134
Im Goldland	117	BEI SICHEM SEHEN WIR UNS WIE- DER	139
Gold gegen Glasperlen	118	Wo Jakob einen Brunnen grub	140
Channo beginnt zu begreifen	120	Rehabeam verspielt das Reich	142
DER GROSSE TÖRN	122	Das Ende einer Ära	146
Aus dem Logbuch einer Ofirfahrt	123	Zeittafel	152
Joschafat hatte kein Glück	126	Bildnachweis	156

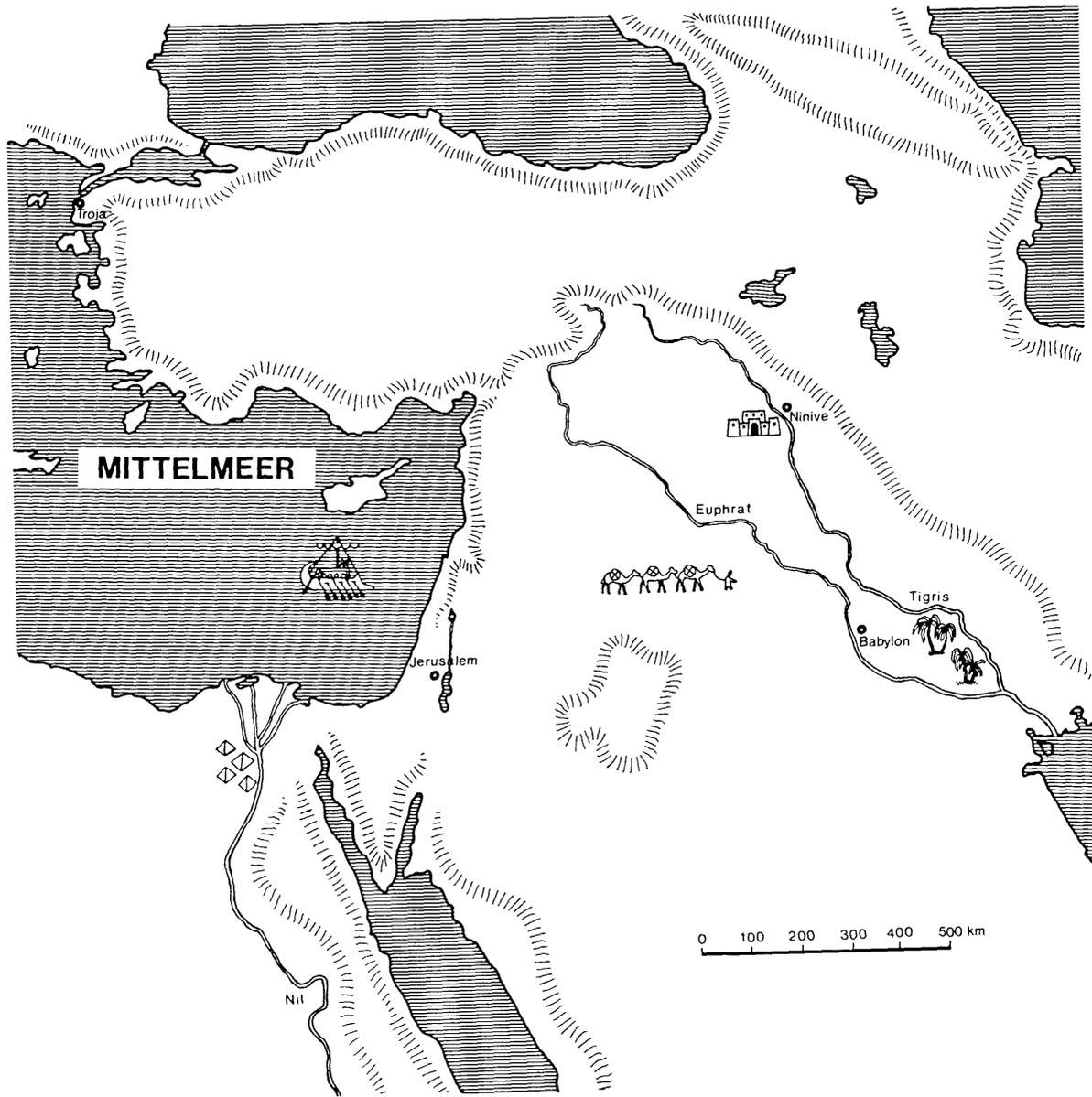
Vorwort

Alfred Salomon habe ich in Jerusalem kennengelernt – auf der Suche nach den Spuren der ersten drei Könige Israels. Er war mir während mehrerer Wochen ein ausgezeichnete archäologischer Führer und anregender Gesprächspartner. Sein erstes Buch über Saul „Berufen und verworfen. Israels erster König. Ein Roman, den die Geschichte schrieb“ konnte ich damals in Jerusalem lesen; im zweiten über David „David und Jerusalem. Ein Reiseführer, den die Bibel schrieb“, das Alfred Salomon damals vorbereitete, fand ich mich selbst bei der Schilderung der Durchquerung des Hiskia-Tunnels porträtiert. Nun liegt der dritte Band über Salomo im Manuskript vor mir, und es geht mir wie bei der Lektüre der beiden ersten: Ich fühle mich auf die Erkundungsfahrt in die Zeit und Umwelt Salomos, seine Geschichte mitgenommen und finde erneut: Hier wird Geschichte lebendig, nicht nur weil ein Autor sie romanhaft spannend zu vergegenwärtigen vermag, sondern auch deshalb, weil er seine eigene Erkundung der Geschichte, seine Leidenschaft für sie, mit einbringt – und weil er schließlich Mut zur phantasievollen Vorstellung von Geschichte auf-

bringt. Alfred Salomon denkt – er war Militärpfarrer – wohl an junge Leute, denen er ziemlich trockene Stoffe der Bibel vermitteln möchte, und mehr noch wohl an Reisende, die sich ihm als Reiseführer anvertrauen möchten. Ich selbst bin gewiß ein voreingenommener Leser, weil ich mir immer vorstelle, wie ich bei den Erkundungen, die Salomon so lebhaft persönlich schildert, dabei war bzw. dabei sei; meine Phantasie spielt mit. Aber ich stelle mir auch vor, daß andere Leser sich den Weg unterhaltender Belehrung gerne führen lassen – und danach selbst wieder einmal zum Alten Testament greifen und sich nicht nur die literarische Verdichtung der Geschichte der Könige Israels neu erlesen, sondern – vielleicht anhand eines Bibel-Kommentars – auch deren theologische Deutung.

Freiburg i.Br., im April 1981

Rudolf Pesch



Zu diesem Buch

Salomo und Konstantin

Die Konstantinische Wende – jenes Bündnis des römischen Kaisers mit dem Bischof von Rom, diese Absprache zwischen Altar und Thron – erscheint in vielerlei Variationen in der Weltgeschichte. Eine Ehe, die – wenn auch in etwas anderer Form – bei uns in Deutschland bis zum Ende des Ersten Weltkriegs bestanden hat. Der weltliche Herrscher hält sein Schwert schützend über die Kirche. Und diese Pflicht begründet Rechte. Keine Frage, diese Ehe ist nicht unbedenklich. Es liegt in der Natur des Menschen, daß diese Mesalliance fast zwangsläufig zu der Devise führt „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott nicht, was Gottes ist“.

Doch nicht erst Kaiser Konstantin hat diese Ehe zwischen Thron und Altar geschlossen. Lange vor ihm tat dies bereits König Salomo. Bei meiner Arbeit über Salomo hat mich diese Tatsache nicht mehr losgelassen. Ich spürte: in Salomo wird die Kirchengeschichte – die Geschichte, durch die Gott sein Volk führt, – gleichsam transparent. Salomo gleicht dem Prisma, bei

dessen Durchlaufen sich der Strahl des weißen Lichtes in seine Spektralfarben auflöst. Salomo ähnelt in seiner schillernden Menschlichkeit dem Regenbogen: vielfarbig, verschwommen, in feinen Übergängen verschwimmend und nie greifbar.

Und noch etwas wurde mir mehr und mehr deutlich. An dem Problem Thron und Altar wird nur die eine Seite sichtbar, die *öffentliche*, wenn ich sie so nennen darf. Es gibt außer ihr aber noch eine andere, die *persönliche*. Beide sind nur Ausdruck eines viel tiefer liegenden, eines theologischen Grundproblems: Gott und der Mensch. Da spricht Gott zu einem Menschen. Zu einem Abraham, Mose oder David, zu einem Salomo, einem Konstantin oder Papst Leo, zu einem Luther oder zu einem von uns. Gott spricht: Geh aus deiner Heimat! Geh zum Pharao und sage ihm...! Geh hinunter zu den Philistern! Tritt vor den Kaiser und die Fürsten! Und stets ist dieser Zuruf Gottes für den Menschen eine Zumutung. Eine Zumutung, der sich der Mensch zu gern entzöge: Wer bin ich schon? – Ich bin zu jung! – Ich kann nicht reden. – Ich bin nur ein armer Mönch.

Das sind nicht Ausreden, das sind Argumente. Und sie stimmen. Trotzdem: Gott bleibt bei seinem Vorsatz: „Ich sende dich. Also geh!“ Da steht der Mensch nun. Was tun? Fliehen? Jona hat es versucht. Es gab kein Entrinnen, es gibt kein Entrinnen. Ich bin Gott ausgeliefert. Dann also mit Gott! Aber so ein klein bißchen etwas soll dabei auch für mich abfallen! Wer seine Bibel kennt, wüßte sofort einschlägige Beispiele für eine solche Haltung zu nennen. Wer die Menschen kennt, wäre um Namen nicht verlegen. Wer sich selber kennt, – weiß sich getroffen. *Ich* bin dieser Erzschemel und Schalk. Mich hat Gott gerufen. Nicht so eindeutig, nicht so unmittelbar wie einen Mose oder Elija. Ganz still, unauffällig. Ich weiß, was bei Gott gut ist und was ich tun soll. Ich glaube. Ich weiß auch, daß dieser Glaube mir geschenkt ist. Ich weiß, daß alles Gottes Werk war, Gnade. Und doch: Ich möchte sein wie Gott – „sicut deus“. So bin ich, so! So ist der Mensch!

Salomo: An ihm springt dieses „sicut deus“ geradezu in die Augen. Nicht Jakob ist das Paradebeispiel des „göttlichen Gauners“, Salomo ist es. Es lohnt sich, immer wieder in der Lebensgeschichte Salomos darauf zu achten. Salomo ist das Musterbeispiel für den von Gott berufenen, glaubenden Menschen: Gerufen von Gott folgt er, weil er folgen muß. Und versucht doch immer wieder, schlau seine eigenen Ziele durchzubringen. Immer nach der Parole: Mit Gott will ich Großes tun. Ich! So sucht der Mensch seinen Weg „mit Gott“ in seinem persönlichen Leben zu gehen.

Weiter greifend, aber qualitativ nicht anders, ist

die Haltung des Menschen in der Funktion des Herrschers. Da ist die archaische Gestalt Melchisedeks. Er war König zu Salem und Priester des Höchsten Gottes (1. Mose 14, 18). Diese imponierende Erscheinung hat immer wieder den Blick der Frommen auf sich gezogen. König und Priester in einem! Gleichsam in Personalunion begegnen sich die himmlische und die irdische Welt.

König: Das ist Ordnung und Macht, Gesetz und Gewalt. Priester: Das ist Brückenbauer zwischen Gott und Mensch, Mittler zwischen Schöpfer und Geschöpf, zwischen dem Sünder und dem Heiligen. König *und* Priester: Das ist ein Abglanz des Ewigen im Heute. Hier leuchtet eine Verheißung: Dem Guten wird nicht nur Wort verliehen, nein, es wird auch zum Sieg gebracht. Das Recht wird göttlich abgesegnet und legitimiert, das Böse wird im Namen Gottes gestraft. In Vollendung wäre es: Reich Gottes auf Erden.

Kein Wunder, daß sich an dieser Vorstellung die Geister seit je entzündeten. Gottes Willen auf Erden verwirklichen, sein Reich schaffen hier mitten unter uns! Eine faszinierende Utopie – und die größte Versuchung der Frommen.

Und auch hier wieder steht Salomo beispielhaft für viele. Gewiß, schon vor ihm hat es Priesterkönige gegeben. Am Nil wie am Euphrat oder anderswo. Doch da war es nicht Gott, nicht Jahwe der Einzige. Nicht der Herr, der im Dunkel wohnt und vor dem wir vergehen. Es waren Naturmächte, die magisch herabgezwungen wurden. Die Sonne etwa, die herhalten mußte, als Vater des Königs zu gelten, ihn zu vergötzen.

In Israel ist das anders. Da sind diese alle Nicht-se. Nur einer war, ist und wird sein: Jahwe, der „Ich bin“. Ihn kann man nicht magisch zwingen, beschwören, nötigen, einspannen. Er ist und bleibt der HERR.

Darum lehnte es der Richter Gideon ab, König zu werden (Richter 8,22ff). Darum sträubte sich – wie eine alte Überlieferung vermeldet – Samuel bis aufs Blut, Saul zum König zu salben (1. Sam. 8, besonders Vers 7).

Salomo ist der erste in Israel, der sich mit großer Selbstverständlichkeit die Krone aufs Haupt setzt. Er ist der Begründer der Idee „Thron und Altar“. Er ist auch der erste, der sie verwirklicht. Wie? Das werde ich im einzelnen ausführen. Und wir werden sehen, daß Salomo nichts Halbes tat.

Salomo ist in seinem *politischen* Handeln das Musterbeispiel des Herrschers, der es versteht, Altar und Thron zusammenzuführen. Um das Reich zu festigen durch die Macht der Kultgemeinschaft. Um die Ehre Jahwes zu verkünden durch herrliche Bauten und eine wohlausgestattete Priesterschaft.

Und Salomo ist das Musterbeispiel für den Menschen, der es versteht, in seinem *persönlichen* Handeln Gottes Weisung und eigenes Wünschen in Einklang zu bringen. Geschickt und selbstverständlich weiß Salomo sich allemal so darzustellen, daß er im Einvernehmen mit Jahwe zu handeln scheint (z. B. 1. Könige 1,24. 27. 31–33. 44).

Salomo – das ist ein Beispiel für den Menschen schlechthin. Salomo – das ist einer wie ich.

Zur Anlage und Gestaltung dieses Buches

Das vorliegende Buch vereinigt verschiedene Darstellungsformen zum Thema Salomo. Um diese auch deutlich zu machen, wurden verschiedene Schriftarten gewählt.

Die erzählenden Texte und die archäologischen Exkurse sind in der Normalschrift gesetzt.

Die biblischen Texte, herausgehoben aus dem fortlaufenden Text, sind etwas kleiner wiedergegeben.

Abschnitte, in denen der Autor zurückblendend das Geschehen romanhaft darstellt, erscheinen in kursiver Schrift.

Die biblischen Texte sind, soweit sie besonders gekennzeichnet sind, nach der Einheitsübersetzung wiedergegeben.

Zu den Säulen Salomos

War hier auch Salomo?

Wir haben es im „Kochab hajam“, dem Camping „Seestern“, gut angetroffen. Ein Glück, daß ich telefonisch von Jerusalem aus klimatisierte Cabins vorgebucht hatte. Wir haben sie nötig!

Sieben Stunden im Egged-Linienbus von Jerusalem hierher: Aus einer Höhe von gut siebenhundert Metern über dem Meeresspiegel hinab in die Jordansenke bis fast vierhundert Meter unter dem Niveau des Weltmeers. Und dann wieder hinauf bis auf Meereshöhe hier am Ufer des Roten Meeres. Als wir die Klimaanlage des Busses am meisten benötigen, unten in der

Hölle von Sedom, da fällt sie aus. Also heißt es: Schwitzen! Alle Fenster weit auf! Es zieht, doch es bringt ein wenig Abkühlung.

Bis wir endlich auf dem Busbahnhof von Elat halten. Es weht uns wie aus einem Backofen entgegen. Das Gepäck in ein Taxi. Wir können es kaum aushalten. Der Fahrer lacht: „Heiß? Bloß 38 Grad, gestern hatten wir 45.“ Auch ein Trost!

Der Dicke in der Rezeption des Campings sieht unseren Zustand. „Papierkrieg später!“ Er wischt mit der Hand durch die Stickluft. „No problem!“ Er drückt uns die Schlüssel für un-



sere Cabins in die Hand. „Aircondition habe ich schon heute mittag angestellt. Auch die Showers sind klar.“ Gut!

Die Cabins entpuppen sich als nett in diese Steppenlandschaft passende Bungalows. Strohdächer und Mattenwände, immer drei Cabins bilden eine Einheit. Die Klimaanlage rauscht auf vollen Touren und zaubert so etwas wie Nordseehauch ans Rote Meer. Unser erster Gang: unter die Dusche!

Als die Schatten der Palmen länger werden, wagen wir uns hinaus an den Strand, unmittelbar vor der Türe. Die Sonne hat ihre Kraft verbraucht, aber der Nordwind, heiß wie die Sonne und trocken wir der Sand, rauscht durch die Palmblätter – die Glut der Wüste. Die See scheint eisig. Doch dann merken wir, daß wir uns haben täuschen lassen. Die Luft hat an die vierzig Grad, da empfindet man Wasser, das gegen dreißig Grad haben mag, als kalt. Jedenfalls im ersten Augenblick. Doch dann, nach ein paar Schwimmstößen, spürt man die Milde des Meeres. Ich habe mich auf den Rücken gelegt und lasse mich treiben. Das Wasser trägt gut infolge seines verhältnismäßig hohen Salzgehaltes. Und klar ist es, durchsichtig bis in eine Tiefe von drei, vier Metern. Kleine Fische huschen über den lichten Grund. Muscheln haben ein weißes Band in den rötlichen Sand gezeichnet.

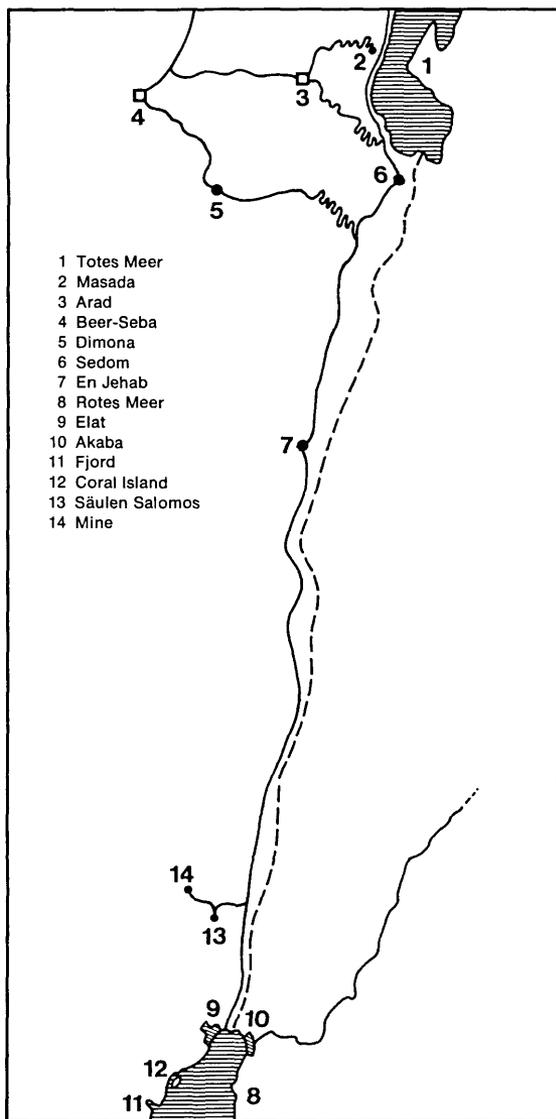
Draußen auf der Reede liegen ein halbes Dutzend Schiffe, meist Tanker. Drüben vor Akaba, auf der jordanischen Seite, warten ebenfalls Frachter auf das Freiwerden eines Liegeplatzes an der Pier. Und irgendwo hier zwischen Elat und Akaba soll Ezjon Geber gelegen haben, der Hafen des Königs Salomo? So jedenfalls hörte

ich es in der Vorlesung über die Königsbücher. Das war im Sommer-Semester 1931. Inzwischen hat die Archäologie neue Erkenntnisse ans Licht gebracht.

Ezjon Geber: Auch dem werden wir nachspüren hier am Roten Meer. Doch zuerst wollen wir zum Ausgrabungsteam des Bochumer Bergwerkmuseums.

Timna! Was hat es mit den Kupferminen Salomos auf sich? „Bist du eingeschlafen, Vati?“ Schwiegersohn Heinz frottiert sich das Salz von der Haut, schlendert mit Freund Hans zur Dusche. Sie haben recht, es ist Zeit, sich für das Abendessen bereit zu machen. Ich beeile mich, aus dem Wasser zu kommen, und folge den beiden. Kurz vor unseren Cabins hole ich sie ein. „Sieh mal da!“ Hans zeigt auf den Landrover vor der Nachbarhütte. „Deutsche Araba – Expedition“! Das trifft sich gut. Kaum angekommen, stoßen wir jetzt schon mit der Nase auf das Bochumer Team.

Vor einem halben Jahr hatte ich es im Presseedienst gelesen: Das Bergwerkmuseum Bochum wird sich an den Ausgrabungen der „Minen Salomos“ beteiligen. Das ging mich an! Bei meinen wissenschaftlichen Vorarbeiten über das Wirken des Königs Salomo war ich just an diesem Punkt hängengeblieben, und ich war ratlos angesichts der widersprüchlichen Thesen der Fachgelehrten. Wer hatte recht? Gingen die Minen, die der amerikanische Alttestamentler Glueck Ende der dreißiger Jahre im Tal von Timna entdeckte, auf König Salomo zurück? Oder gehören sie, wie man neuerdings meint, in eine weit frühere Zeit? Eine kurze Anfrage in Bochum bei Direktor Conrad, dem Leiter des



Bergbau-Museums, und rasche und freundliche Auskunft von dort: Professor Beno Rothenberg aus Tel Aviv und Dr. Weisgerber aus Bochum leiten die Ausgrabungskampagne in Timna. Doch niemand wußte in Bochum, wo ich die Gruppe treffen könne.

Dieses Problem hatte sich jetzt von selbst erledigt. Ich fand die Crew versammelt im Camping-Hotel an langer Tafel. Sie hatten einen anstrengenden Tag hinter sich, jetzt taten sie sich gütlich an dem, was der aus Ungarn stammende Wirt zu bieten wußte.

Der Vorstellung folgte ein vorsichtiges „Abta-
 sten“. Mir schien es, als sei Dr. Weisgerber betont zurückhaltend. Lag es an den Strapazen, die sich deutlich auf seinem Gesicht abzeichneten? Doch dann gewann ich den Eindruck, daß es die ganz natürliche Zurückhaltung eines Wissenschaftlers sei, der sich nicht zu voreiligen Schlüssen drängen läßt. Da haben sich nun Weisgerber und seine Crew ein viertel Jahr lang in Staub, Hitze und Dürre herumgeschunden, Stollen freigelegt, ausgeräumt, den Abraum gesiebt, Scherben, Schlacken, Reste von Werkzeugen vermessen, beschrieben, kartiert. Und dann kommt da ein Pastor aus Deutschland daher, behauptet, sich ungemein für diese Dinge zu interessieren, und stellt Fragen, die ins „Eingemachte“ gehen. Wie bitte? Ein Buch will er gar schreiben? Über den König Salomo und dann natürlich auch über Timna und Ezjon Geber? Ist der überhaupt dazu in der Lage? Ich nehme es daher als einen ersten Erfolg, daß Weisgerber sich zu einem Treffen am nächsten Tag in Timna bereitfindet.

Ein Tempel der Todesgöttin Hathor

Es ist noch Nacht, als wir die Archäologen abfahren hören. Sie wollen bei Sonnenaufgang vor Ort sein, um die Morgenkühle zu nutzen. Wir selber machen uns erst nach dem Frühstück auf den Weg. Ein Linienbus bringt uns hinaus zum Kupferbergwerk Timna. Mächtige Abraumhalden, grün schimmernde Schlemmteiche und dazu der Lärm eines Pochwerks. „Professor Rothenberg?“ Ja, der sei im Morgendämmer hier gewesen, doch gleich wieder weggefahren. Ob wir zu Fuß zu den Ausgrabungen gelangen könnten? Der Pförtner lächelt mitleidig. Das sei zu weit, und finden würden wir die Plätze auch nicht. Nein, wir müßten uns schon gedulden, bis uns jemand abhole.

Wir gedulden uns! Nichts geschieht, die Hitze steigt, die Stimmung sinkt. Schon mehrmals hat die technische Zeichnerin, in deren Arbeitsraum man uns verfrachtete, auf die Uhr geschaut. Jetzt schüttelt sie den Kopf, sagt in fließendem Deutsch: „Da ist wohl etwas schiefgegangen! Ich werde Sie an Ort und Stelle bringen.“ Das zierliche Persönchen sprüht vor Energie. „Ich nehme einen Geländewagen, und dann fahren wir!“ Wir stellen uns vor; sie, mit charmantem Lächeln: „Ich heiße Tal und stamme aus Litauen. Mit meinem Mann bin ich schon vor vielen Jahren nach Israel gekommen. Sie können mich bei meinem Vornamen Betteke nennen. Das ist hier so üblich.“

Und dann geht es über Stock und Stein. Betteke fährt wie der Teufel, hinter uns eine Schleppe von Staub. Aus der wabernden Glut steigen „Die Säulen Salomos“ empor, rotglühende Felsen, verwittert von der Hitze des Tages und der Kälte der Nacht, abgehobelt und geglättet vom

wirbelnden Sand. An ihrem Fuß tauchen jetzt aus dem rötlichen Staub junge Leute auf, bekannte Gesichter von gestern abend. Eine kräftige Gestalt erhebt sich von einem Stein, schwenkt ein Zeichenheft: Dr. Weisgerber.

„Sie haben hergefunden?“ Er scheint es für selbstverständlich zu halten. Professor Rothenberg? Nein, der habe sich hier heute noch nicht blicken lassen. Na ja, ein Mißverständnis. Doch nun sind wir hier!

Weisgerber bemerkt meinen fragenden Blick. „Nicht von Salomo, was wir da aufzeichnen, älter; offenbar ein Heiligtum der Todesgöttin Hathor, von Ägyptern im 12. oder 13. Jahrhundert erbaut.“

Er wischt sich den Schweiß von der Stirn. „Doch jetzt zu den Stollen!“ Er wendet sich an Betteke. „Halten Sie sich immer hinter mir, es gibt von hier ab keinen Weg mehr.“

Es geht in westlicher Richtung in eine Schlucht hinein. Rotgebänderte Felsen wuchten rechts empor, erinnern an Helgoland, nur höher. Vor uns schwankt Weisgerbers Wagen durch ein tief eingefressenes Bachbett. Rundgerollte Kiesel zeigen, daß hier Wasser strömt, wenn es droben im Hochland einmal geregnet hat. Doch jetzt ist alles trocken. Und wir immer hinter Weisgerber her, durch fliegenden Sand und mühlenden Staub – ohrenbetäubenden Lärm! Dann ist es plötzlich still. Ist das Weisgerbers Gesicht? Rotgegerbt ist es vom Staub. Ich wische mir über die Stirn, der Ärmel ist naß und rotbraun.

„Wir sind an Ort und Stelle.“ Weisgerber steigt über schneeweißen Sand in eine Schlucht hinab. Kein Windhauch, die Hitze ist mörderisch. Und

in dieser Glut arbeiten sie: der Kumpel aus Bochum und ein paar Studenten.

„Ist das Loch der Eingang?“ Der Kumpel fährt herum: „Loch? Das ist ein Stollen!“ Verzeihung, das war offenbar ein Fauxpas. Er grinst, zeigt auf eine Kiste: „Da finden Sie etwas Kühles zum Trinken!“ Trinken! Das haben wir nötig. Die Hitze ist wegen der Trockenheit der Luft gut zu ertragen, sofern man dem Körper genügend Flüssigkeit zuführt. Man sollte, wenn man in die Wüste reist, täglich mindestens vier Liter Flüssigkeit zu sich nehmen.

Und nun müssen wir kriechen. Der Stollen ist so eng, daß ein normal gebauter Mitteleuropäer Mühe hat, sich hineinzuzwängen. Der Kumpel kriecht voran. Ob wir genügend Luft bekommen? Er weist auf kleine Quergänge: „Seitlich neben diesem Stollen verläuft ein Parallelgang als Wetterführung.“ Richtig, mit Wetter bezeichnet der Kumpel einfach frische Luft. Ich leuchte mit der Taschenlampe in den Wettergang: Ganz eng, kaum dreißig Zentimeter im Durchmesser. „Wie haben die Ägypter den angelegt?“ Meine Stimme klingt hier im Stollen dumpf und belegt. Doch der Kumpel vor mir hat verstanden: „Kinderarbeit!“ Und ich stelle mir

vor, wie ausgemergelte Kinder hier unter Tage arbeiten, im Liegen sich durch den hellen Sandstein arbeiten, andere Kinder hinter ihnen das lose Material in Körben nach draußen zerren. Kinder...

Ich atme auf, als wir endlich wieder zurückkriechen und es vor uns heller wird. In der Höhlung, zu der sich der Stollen gleich hinter dem Eingang weitert, sitzt Dr. Weisgerber. Er trägt in sein Tagebuch ein, was heute zutage kam. „Sehen Sie mal hier, ein zerbrochener Steinschlägel.“ Dann zeigt er mir ein paar Brocken Gestein. Weißer Sandstein, von giftgrünen Adern durchzogen. Kupfer?

„Nicht aus der Zeit Salomos?“ Weisgerber schüttelt den Kopf. „Nein, mehrere Jahrhunderte älter und – wie die Funde beweisen – von Ägyptern angelegt und ausgebeutet.“ „Aber das besagt doch nicht, daß nicht auch König Salomo hier hat Kupfer abbauen lassen?“ Weisgerber lächelt. „Bisher haben wir keinen einzigen Fund aus seiner Zeit.“

Als wir endlich den Stollen verlassen, tauchen erste Schatten die Südwand der Schlucht in Dunkel. Nach herzlichem Abschied rumpelt Betteke uns mit ihrem Jeep zur Bushaltestelle.

Der rätselhafte Salomo

Historie und Legende

Der Streit der Gelehrten um die „Minen Salomos“ ist typisch für die Widersprüchlichkeiten in unserem Bild über diesen König: Dem einen ein Ausbund der Weisheit, dem anderen der große Frauenheld, ein Pferdefreund und Förderer der Seefahrt, ein Verschwender und Blut-sauger, ein Handelsmann mit politischem Weitblick, ein Intrigant und Brudermörder – alles kann man in diesem Mann finden. In vielen Facetten erscheint er, buntschillernd, kaum bestimmbar. Ein schillernder Charakter. Wie war dieser Salomo wirklich?

Vor mir stapelt sich ein Packer Bücher. Alle befassen sich mit dem, was im 1. Buch der Könige in den Kapiteln 1–12 und in den Parallelberichten des 2. Buches der Chronik von Salomo überliefert ist.

Das Erstaunliche: So viele Bücher, so viele Meinungen! Kaum Übereinstimmung über diesen „weisen König“. Zumindest deuten die Autoren einzelne Begebenheiten unterschiedlich, manchmal aber widersprechen sie sich völlig. Nur in einem Punkt sind sie sich einig: Kaum ein anderer Herrscher aus jener frühen Zeit hat die Phantasie der Nachwelt so beschäftigt wie dieser. Wir sind also in guter Gesellschaft, wenn auch wir unsere Phantasie spielen lassen.

In der Tat: Die Archäologie hat besonders in den letzten Jahrzehnten eine Fülle von Fragen beantworten können. Seit in Jerusalem und im Negev, in Galil wie im Herzen Judäas großzügige Grabungen durchgeführt werden, ist auch über die Zeit der frühen Könige manche neue Erkenntnis gewonnen worden. Tore und Zitadellen, Stadtmauern und Paläste kamen ans

Licht. Begebenheiten jener Tage konnten zeitlich eingeordnet werden. Statuetten und Kultgeräte gaben Hinweise auf Verbindungen nach Phönizien oder Ägypten. Hausgerät und Töpferware bieten Gelegenheit, uns in das alltägliche Leben des zehnten vorchristlichen Jahrhunderts zu versetzen.

Eins aber vermag die Archäologie nicht: uns Auskunft über das Wesen und den Charakter Salomos zu geben. Der Spaten legt die Umwelt, in der er lebte und die er sich schuf, frei. Eine Grabung bringt ans Licht, welche Bauwerke Salomo schuf, wie er sein Land durch militärische Maßnahmen zu sichern oder durch Handel zu fördern versuchte. Doch wie und was er dachte, verrät keine Elfenbeinschnitzerei. Welche Motive ihn bewegten, läßt keine Kasemattenmauer erkennen. Hier sind wir auf die schriftlichen Berichte angewiesen, in unserem Fall auf das 1. Buch der Könige und das 2. Buch der Chronik. Auch diese werden uns nicht auf alle unsere Fragen Antwort geben. Die Bibel will das Handeln Gottes verkünden, des Gottes, der der Herr der Geschichte ist. Auch ein Salomo „in all seiner Herrlichkeit“ bleibt darin nur ein Mensch, ein schwacher Mensch. Die Bibel interessiert sich für ihn nicht, weil er als ein Großer der Weltgeschichte galt, sondern weil auch er einer der vielen Menschen war, durch die und an denen Gottes Handeln spürbar wird. Um ein Bild zu gebrauchen: Historie ist für die Bibel das Schachbrett, Salomo vielleicht einer der beiden Könige. Eine Hauptfigur, aber eben nur eine Figur. Wichtig ist allein der, der die Figuren zieht; man erkennt ihn an seinen Zügen. Seine Hand

spüren wir auch hinter dem Spiel, in dem Salomo die Rolle des Königs einnimmt.

Wer sich mit dem Leben und Wirken des Königs Salomo befaßt, muß also das, was die Bibel berichtet und die Archäologie ans Licht hebt, deuten und entsprechend einordnen. Fast drei Jahrtausende trennen uns von König Salomo. Wie viel hat sich da geändert! Das Weltbild jener Menschen war eng begrenzt. Ihre sozialen Verhältnisse, ihre Sitten und Anschauungen waren von den unseren verschieden, vom inzwischen erfolgten Fortschritt der Zivilisation und Technik gar nicht zu reden. Doch der Mensch selbst ist der gleiche geblieben, der Mensch im Zwie-

spalt zwischen Gut und Böse, zwischen Gottes Verheißung und dem Verlangen des eigenen Herzens. Vor Gott ist dieser Salomo des zehnten vorchristlichen Jahrhunderts kein anderer als wir, als ich im zwanzigsten nachchristlichen.

Und darum möchte ich es wagen, ihn zu deuten. Um redlich zu sein, werde ich sagen, wo und wann ich meine „schriftstellerische Freiheit“ gebrauche. Der Leser muß wissen, wo er den festen Grund der biblischen Textforschung und der Archäologie unter den Füßen hat. Diese Redlichkeit bin ich dem Leser schuldig, nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Christ.

Ein Nachgeborener macht Karriere

Es stand nicht an Salomos Wiege geschrieben, daß er einmal seinem Vater David auf dem Thron nachfolgen sollte. Seine Mutter war jene Batseba, deren erster Sohn – im Ehebruch von David gezeugt – bald nach der Geburt starb (2. Samuel 12, 15–23). Es scheint, als habe ihr zweiter Sohn, unmittelbar danach empfangen, von seinem Vater David den Namen Salomo, „Friedreich“, vom Propheten Natan aber den Namen Jedidja, „Geliebter Jahwes“, erhalten. Ein Doppelname? Oder verbirgt sich hinter dieser Überlieferung ein zeitliches Hintereinander? Hieß dieser Davidssohn vielleicht ursprünglich Jedidja, und erhielt er den Namen

Salomo erst, als er zum Thronfolger ausersehen wurde? Wir wissen es nicht.

Wichtiger ist da schon, auf welche Weise dieser nachgeborene Sohn auf den Thron kam: Davids erste Ehe mit Michal, der Tochter Sauls, blieb kinderlos. Vielleicht wäre die Geschichte Israels anders gelaufen, wenn David von der Saulstochter Michal einen Sohn gehabt hätte. In einem solchen Thronerben hätten die Nordstämme den Nachkommen Sauls sehen können. Wahrscheinlich wäre es dann nicht zu der späteren Teilung des Reiches gekommen? Doch solche Überlegungen sind Gedankenspielererei.

Der eigentliche Kronprinz war Amnon, der

Sohn der Ahinoam von Jesreel. Doch er brachte sich um seinen Kopf, weil er seine Halbschwester Tamar verführte. Abschalom, Sohn der Maacha von Gessur, rächte die Ehre der Schwester (2. Sam. Kap. 13). Er wurde damit Thronanwärter, da ein vor ihm von Abigajil geborener Sohn Kilab offenbar in zartem Alter verstorben war. Ähnliches müssen wir von einigen anderen Söhnen Davids annehmen, die einmal beiläufig genannt werden, aber dann nie wieder in Erscheinung treten. Als Abschalom im Aufruhr gegen den Vater das Leben verliert (2. Sam. 18), rückt Adonija, Sohn der Haggit, als Thronfolger auf. Ganz folgerichtig ruft ihn sein starker Anhang am Brunnen Rogel zum König aus. Es bedarf eines letzten Machtwortes des schon dem Tode nahen David, um Salomo gegen Adonija durchzusetzen. Diese Vorgänge sind in 1. Kön. 1 geschildert.

Es bleiben dabei aber Fragen offen: Welche Rolle in diesem zwielichtigen Spiel um die Thronfolge fiel dem Propheten Natan zu? Wie weit spann Salomos Mutter Batseba die Fäden? Und schließlich: Blieb Salomo so tatenlos, wie es nach der Darstellung des biblischen Berichtserstatters scheinen will? Auch hier müssen wir bekennen: Wir wissen es nicht. Was sich hinter den Kulissen tat, bleibt uns verborgen.

Wer das erste Kapitel des 1. Buches der Könige unbefangen liest, ist überrascht, wie plötzlich dieser Salomo, ein bis dahin wirklich „unbeschriebenes Blatt“, zu energischen Maßnahmen übergeht. Bisher ist immer nur über den Prinzen Salomo entschieden worden. Er wird nicht gehört, kommt nicht zu Wort, spielt eine stumme Rolle im Hintergrund. Natan fördert ihn und

wird im entscheidenden Augenblick für ihn tätig. Die Mutter Batseba bittet für ihn, der Vater David entscheidet über ihn. Salomo ist bis zu diesem Zeitpunkt immer nur Objekt, von anderen gesteuert. Wirklich? War Salomo vielleicht doch aktiver, als die Geschichte von der Thronfolge Davids es vermuten läßt?

Denn: Kaum ist er als Nachfolger Davids ausgerufen, erwacht er aus der bisherigen Zurückhaltung. Mit eiserner Konsequenz sichert er den Thron. Er fällt Entscheidungen, die keinen Zweifel an seiner Willenskraft aufkommen lassen. Es ist, als fiele eine Verkleidung von diesem Mann ab; eine Maske, die er widerwillig getragen hat.

Da ist Adonija, der rechtmäßige Thronerbe. „Geh in dein Haus!“ hatte Salomo ihm befohlen. Hausarrest, damit hatte er es bewenden lassen, solange David noch atmete. Nun hat der große alte Mann die Augen geschlossen. Salomo besteigt den Thron. Kann er Adonija dulden? Bildet dieser Adonija nicht eine ständige Gefahr? Soll man ihn verbannen? Salomo erinnert sich an Abschalom, der auch verbannt war, aber zurückkehrte und einen großen Aufstand anzettelte. Nein, Verbannung ist keine endgültige Lösung. Adonija muß aus dem Weg – eine Möglichkeit, ein Anlaß wird sich schon finden.

Adonija, der Sohn der Haggit, begab sich zu Batseba, der Mutter Salomos. Sie fragte ihn: Kommst du in friedlicher Absicht? Er antwortete: Ja. Dann fuhr er fort: Ich möchte mit dir reden. Sie erwiderte: Rede nur! Da sagte er: Du weißt, daß mir das Königtum zustand und daß ganz Israel mich als König haben wollte. Doch ist mir die Königswürde entgangen: sie ist meinem Bruder zugefallen, weil sie ihm vom Herrn bestimmt war. Jetzt aber möchte ich eine einzige

Bitte an dich richten. Weise mich nicht ab! Sie antwortete: Sprich sie nur aus! Da begann er: Rede doch mit König Salomo; dich wird er nicht abweisen. Bitte ihn, daß er mir Abischag aus Schunem zur Frau gibt.

(1. Kön. 2, 13–17)

Man muß sich beinahe wundern über die Naivität dieses Adonija! Daß er sich ausgerechnet mit diesem Ansinnen an Batscha wendet! Merkt er denn gar nicht, daß er mit seinem Hinweis, daß er eigentlich der rechtmäßige König sei, sich selbst das Urteil spricht? Salomo muß ihn ja fortan als einen, der ihm den Thron streitig machen will, betrachten. Ist Adonija so kurzsichtig – oder so verliebt? Ein Mann, der so töricht handelt, erweist nachträglich, daß er als König nicht taugt. Es kommt, was jetzt wohl kommen muß.

Als nun Batscha zu König Salomo kam, um mit ihm wegen Adonija zu sprechen, bat sie: Man gebe doch Abischag aus Schunem deinem Bruder Adonija zur Frau. Der König Salomo entgegnete seiner Mutter: Warum bittest du für Adonija um Abischag aus Schunem? Fordere doch gleich das Königtum für ihn! Er ist ja mein älterer Bruder, und auf seiner Seite stehen der Priester Abjatar und Joab, der Sohn der Zeruja. Und König Salomo schwor beim Herrn: Noch heute muß Adonija sterben. Darauf schickte König Salomo Benaaja, den Sohn Jojadas, hinauf, und dieser versetzte Adonija den Todesstoß.

(1. Kön. 2, 19–25)

Der biblische Berichtersteller nimmt nicht Stellung zu dieser Tat. Es bleibt uns unbenommen, ein eigenes Urteil zu gewinnen. Geschah dieser Brudermord aus Staatsraison? Oder war pure Angst die eigentliche Ursache?

Zum Priester Abjatar sagte der König: Geh auf dein Landgut nach Anatot! Zwar hast du den Tod verdient; doch will ich dich heute nicht töten, weil du die Lade Gottes, des Herrn, vor meinem Vater David getragen und alle Demütigungen mit meinem Vater geteilt hast. So setzte Salomo Abjatar als Priester des Herrn ab und erfüllte das Wort, das der Herr über das Haus Eli in Schilo gesprochen hatte.

(1. Kön. 2, 26–27)

Einen Priester konnte man damals als Gegner nicht ernst genug nehmen. Und: Abjatar ist nicht irgendein Priester. Bereits in den Tagen des Anfangs stieß er zu David. Zur Höhle Adullam, in der sich David vor Saul verborgen hatte, brachte Abjatar den heiligen Ephod und die Lose (1. Sam. 22, 6–23). Abjatar kündete in kritischen Situationen den Willen Jahwes. Er war der Vertraute Davids, sein Freund und, wenn man so will, sein Beichtvater.

Man kann nicht mit ihm verfahren wie mit Adonija. Er wird verbannt nach Anatot, einem kleinen Dorf in Benjamin. Dort mag er auf seinem angestammten Gut Schafe züchten und Oliven ernten. Dort ist er leicht zu überwachen.

Ein Mensch
voller Widersprüche

Auge um Auge, Zahn um Zahn

Joab bedeckt das Gesicht mit der Linken. Adonija ist umgebracht! Adonija, den ich zum König machen wollte. Benaja hat es getan, auf Befehl Salomos. Ich habe es geahnt, vorausgesehen. Es mußte ja kommen. Doch daß es so rasch geschah, das dachte ich nicht.

Joabs Rechte tastet nach der Schwertseite. Als sie ins Leere greift, wird er sich schmerzlich seiner Lage bewußt. Er hebt die Hand in Augenhöhe, kneift die Lider zusammen, um besser zu sehen. Wie sie zittert! Du siehst es, trotz deiner schlechten Augen. Kurzsichtig, zittrig, verbraucht. Das bist du, Joab. Nicht mehr der reißende Wolf, nicht mehr der Schlagetot und Raubeschnell. Ein ausgemergeltes Bündel, halbblind, schwach auf den Beinen, mit kurzem Atem. Es war ja nur eine Gnade, daß David dich als Befehlshaber des Heerbanns beließ, Lohn für längst vergessene Dienste.

Der Alte reißt sich zusammen, wirft den Kopf in den Nacken. Das ist jetzt vorbei, Joab, vorbei! Adonija, den du zum Nachfolger Davids machen wolltest, fiel unter Benajas Schwert. Halte deinen Kopf klar! Denn jetzt bist du an der Reihe. Zuerst mußte Adonija fallen; Abjatar wurde nach Anatot verbannt. Und nun gilt es dir.

Joab lacht bitter auf. Nein, mit Verbannung wird sich Salomo bei dir nicht begnügen. Das wollte dir wohl passen: daß er dich auf dein Landgut nach Betlehem schick! Nein, Joab, so leicht kommst du nicht davon. Du bist kein Priester wie Abjatar. Du bist Soldat, von Anbeginn an Soldat; immer gewesen, auch jetzt noch, trotz zittriger Hand und schwacher Augen. Für dich gilt das Gesetz des Schwertes.

War da schon jemand an der Tür? Joab hat lauschend den Kopf geneigt. Nein, meine Sinne haben mir einen Streich gespielt. Es war nichts, niemand. Noch habe ich Zeit, nicht viel. Wie kann ich sie nutzen?

Plötzlich kommt Leben in den Alten. Ha, ich weiß, wie ich selbst im Fallen noch den König treffen kann! Zur Tür! Ein rascher Blick die Gasse hinauf, alles leer. In der Mittagshitze nicht anders zu erwarten! Er tastet sich an der Häuserfront hin, nutzt den Schatten, wo er ihn findet. Es geht steil bergauf, steiler, als das alte Herz es liebt. Er muß anhalten, verschnaufen. Hier im grellen Mittagslicht machen die Augen noch mit. Dort unten das Kidrontal, drüben der Ölberg. Joab blinzelt in die Helle. Da drüben den Weg sind wir hinaufgezogen, damals, als wir Jerusalem vor Abschalom räumten.

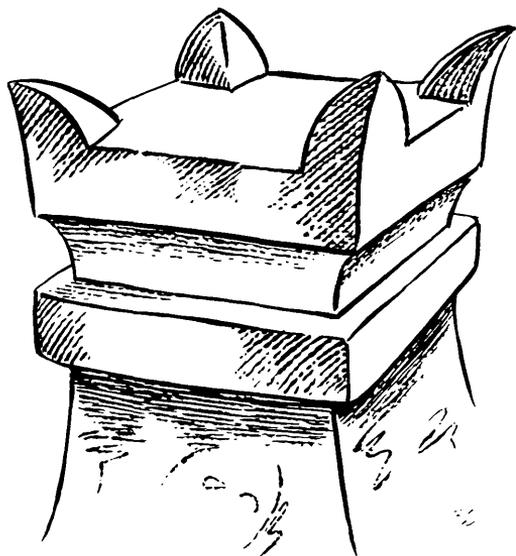
Abschalom! Dieser falsche Fuchs! Was hatte ich alles für ihn getan: für ihn gebeten bei David, jede List angewandt, damit Abschalom wieder aus der Verbannung heimkehren durfte. Und dann der Aufruhr gegen den Vater! Das war auch Verrat an mir, wo ich doch die Versöhnung zwischen David und Abschalom betrieben hatte.

Und dann gab ihn Jahwe in meine Hand: dort in der Heide Ephraim. Da hing er vor mir in den Ästen, wehrlos, ganz in meine Hand gegeben. Die anderen standen und starrten. Ich aber handelte! Tat, was getan werden mußte: an einem Verräter, Abtrünnigen, Wortbrüchigen! Daß David sich über den Tod dieses Liebblingssohnes kränkte? Mir konnte er nichts vorgaukeln, mir nicht! Er mußte froh sein, daß er diesen Heillosen los war. Daß ich ihm die Blutarbeit abgenommen, seine Hände rein bewahrt hatte!

Träume nicht! Du mußt weiter, Joab. Jeden Augenblick können Salomos Schergen kommen, dann ist es zu spät für dich. Auf!

Stufe um Stufe den Millo hinauf. Das Herz fliegt, die Brust ringt um Luft. Einen Augenblick Rast hier im Schatten des Durchgangs.

Wohltuende Kühle hier. Wie damals, damals unter dem Tor von Hebron. Wie war das doch, als ich Abner dort erwischte! Abner, der meinen Bruder Asahel getötet hatte, nach jenem Gefecht am Teich von Gibeon (2. Sam. 2, 12 ff). Damals hatte ich ihn endlich vor mir. Im Dunkel des Torres sah er nicht, wie ich nach dem Messer griff. Ich traf ihn gut. So schnell kam sein Tod, daß er wohl gar nicht begriff, was ihm geschah. Ich weiß



heute noch nicht, warum die anderen maulten. Es war doch Blutrache zwischen Abner und mir! Asahels wegen, meines Bruders Asahel (2. Sam. 3, 22–30).

Gleich bin ich da, gleich habe ich das Zelt des Herrn erreicht, den heiligen Ort, an dem die Lade Jahwes steht. Und dort ist der Altar, dein Ziel. Der Altar, aus einem einzigen Stein gehauen. Wie warm sich seine Hörner anfühlen! Stein! Erinnerst du dich noch an den Stein? An den großen Stein von Gibeon? Ja, dort geschah es: Da trafst du Amasa, der vor dir Herr über den Heerbann war. Wie du ihn am Barte packtest, ihn zu küssen, und zugleich mit deiner Linken den Dolch unter dem Gewand zogst. Ein rascher Stich, und Amasa fiel! Ja, damals war deine Hand noch schnell, dein Auge wacker. Jetzt warst du Gebieter des Heerbanns in ganz Israel (2. Sam. 20, 7–13).

Amasa, mit dem Dolch. Abner, mit dem Dolch. Absalom, mit meinem Speiß...

Der Vorhang am Eingang bewegt sich? Benaja! Benaja, Sohn des Jojada: alter Kampfgefährte in der Wüste Siph, damals gegen Saul, dann im Südland, den Amalekitern nach! Und jetzt wieder hier. Im Auftrag – nein, nicht Davids, im Auftrag des neuen Königs Salomo.

„Befehl des Königs: Komm heraus!“ Joab lacht lautlos. Nein, so leicht mache ich euch das Spiel nicht. Wenn ihr mich schon haben wollt, dann hier! „Hier will ich sterben, hier!“ Ja, da zögerst du, Benaja. Hier, am Altar des Herrn? Nicht wahr, hier darf kein Menschenblut fließen. Das weiß sogar ich, Joab, der sonst wirklich nicht mit Menschenblut sparte. Benaja, du überlegst? Und

jetzt wendest du dich und gehst. Ja, geh nur und sage deinem König Salomo, dem „Friedreichen“: Es geht nicht, Joab so abzutun. Der steht im Heiligtum Jahwes und hat die Hörner des Altars umklammert. Nein, es geht nicht im Heiligtum des Herrn.

Habe ich geschlafen? Die Schatten sind gewandert. Und – wie? Ist das nicht Benaja, der dort hereintritt? Wahrhaftig, er ist es. Und in der Rechten hält er das blanke Schwert. Er wird doch nicht –? Hier im Heiligtum? Er wird – doch! Ja, jetzt weiß ich es: Er wird es tun. Hier im Angesicht Jahwes – weil es Salomo befahl.

Joab hat sich aufgerichtet. Furchtlos sieht er Benaja entgegen. Der tritt mit sicherem Schritt heran. Er sieht Joab nicht in die Augen. Er blickt ihm auf die Stirn, höher, auf den Scheitel. Und sticht zu, mit einer raschen, sicheren Bewegung. Joab sinkt nach vorn. Mit beiden Händen hält er die Hörner des Altars. In seinem Angesicht steht keine Furcht, auch kein Schmerz. Ein Lächeln zuckt um seinen Mund. Ein Lächeln des Triumphes: Ha, Salomo, ich habe dich bezwungen! Ich zwang dich, Freveltat zu begehen, Blut zu vergießen am Altar des Herrn. Blut, König Salomo, Blut klebt jetzt an deinen Händen!

Blut am Altar

Nun ging Benaja, der Sohn Jojadas, hinauf, stieß Joab nieder und tötete ihn. Er wurde auf seinem Besitz in der Steppe begraben.

(1. Kön. 2,34)

Vor der erbarmungslosen Folgerichtigkeit eines weisen Salomo bot selbst das Zelt des Herrn kein Asyl. Der Blutmensch Joab stirbt in seinem Blut. Ein Kreis schließt sich. Joab kehrt dorthin zurück, von wo er einst ausgezogen war, zur Steppe. Gemeint ist wohl jener Teil der Wüste Juda, der sich unterhalb Betlehems zum Toten Meer hin erstreckt. Joab war ein naher Verwandter Davids. Seine Heimat ist Betlehem. Dort findet dieser Ruhelose endlich seine Ruhe. Die ärgsten Feinde des Thrones sind jetzt un-

schädlich gemacht. Doch da ist noch einer, der sich in kritischer Stunde als Empörer erwiesen hat, Schimi von Bahurim. (Vgl. 2. Sam. 16,6).

Bahurim liegt nahe, Schimi kann von dort aus seine Fäden spinnen. Ob er es tun wird? Der junge König läßt es gar nicht erst darauf ankommen. Er gibt Schimi die Weisung, sich in Jerusalem niederzulassen und den Ort nicht zu verlassen. Und dann, als Schimi – aus gutem Grund – es nach Jahr und Tag dennoch tut, folgt gnadenloses Gericht (1. Kön. 2,36ff). Die Fesseln der Vergangenheit sind damit abgestreift. Der junge König hat die Hände frei. Die Zukunft liegt jetzt offen. Durchaus zutreffend

schließt dieser Bericht: „Die Herrschaft war nun fest in der Hand Salomos“, (1. Kön. 2, 46).

Damit endet die Erzählung von der *Thronnachfolge Davids*. Sie ist ein in sich abgeschlossenes Geschichtswerk, nicht nur chronologisch geordnetes Material: Hier wird kunstvoll erzählt. Viele Einzelheiten verraten, daß der Berichtstatter aus erster Quelle schöpfte, hier und da wahrscheinlich Augenzeuge der Begebenheiten war. Es ist kaum ein Zweifel möglich, daß dieser Mann kein Freund Salomos gewesen ist. Die Art, in der Salomo seine Herrschaft festigt, wird

als fragwürdig dargestellt. Man wird das Gefühl nicht los, daß der Verfasser bei aller Sachlichkeit seiner Berichterstattung Salomos Vorgehen mißbilligt.

Ganz anders die jetzt folgenden Kapitel. In ihnen ist Salomo der große, bewundernswerte König. Der Verfasser dieses Abschnittes hat das Bild des weisen Königs gezeichnet, das der Nachwelt bis in unsere Tage vor Augen steht. Es scheint, als gehöre der Autor dieser Salomobiographie einer späteren Generation an, benutzt hat er aber authentisches Material einer älteren „Chronik von Salomo“ (1. Kön. 11, 41).

Ein Traumgesicht in Gibeon

„Höhe Gibeon“ ist etwa das, was wir mit einem „weißen Schimmel“ meinen. Gibeon heißt nämlich Höhe. Es genügt auch als Name für diesen Platz. Denn Gibeon ist weit und breit die beherrschende Landmarke, *die Höhe*.

Genau genommen ist es die bei Gibeon gelegene Höhe Nabi Samwil. Ihr Gipfel erhebt sich 896 Meter über den Meeresspiegel. Er wird gekrönt von einer Moschee mit schlankem Minarett. Von Nabi Samwil schweift der Blick bei klarer Sicht – etwa in der Regenzeit – in weite Ferne: Im Süden die Skyline von Jerusalem, im Westen das Mittelmeer, nach Norden zu die Berge Ephraims und im Osten die Gebirgsmauer Gileads. Das Gebiet ringsum gehört zu

den Westbanks, dem von Israel besetzten Teil Jordaniens. Mitten aus der kahlen Senke, die Nabi Samwil von Jerusalem trennt, erhebt sich eine Geisterstadt aus Stahl und Beton. Eine der neuen israelischen Trabantenstädte.

Nach einer bis ins vierte nachchristliche Jahrhundert zurückreichenden Überlieferung soll Samuel auf Nabi Samwil begraben sein. Diese Tradition widerspricht eindeutig der Bibel:

Und Samuel starb, und ganz Israel versammelte sich und hielt ihm die Totenklage. Man begrub ihn in seinem Haus in Rama.

(1. Sam. 25, 1)

Der Berghang senkt sich nach Nordost hin zu

dem Dorf Ed-Dschib. Es liegt an der Stelle, an der wir das alttestamentliche Gibeon suchen müssen. Es ist nicht weit von Nabi Samwil nach Ed-Dschib, und da es bergab geht, macht der steinige Weg kaum Mühe. Der „Teich von Gibeon“, bei dem es zum Gefecht zwischen Davids und Abners Mannen kam (2. Sam. 2, 13 ff), der „Große Stein“, bei dem Joab seinen Rivalen Amasa ermordete (2. Sam. 20, 8 ff): Es fällt nicht schwer, sich an diesen biblischen Plätzen ihrer oft so blutigen Vergangenheit zu erinnern. Gibeon ist eine uralte kanaanäische Königsstadt (Jos. 10, 2). Gibeons früher Glanz ist in späterer Zeit durch das unweit gelegene Jerusalem überstrahlt worden. Nur gelegentlich blitzt er noch auf. So auch in der Erzählung von der Weisheit Salomos.

Er sprach mit ganz Israel, den Obersten der Tausend- und Hundertschaften, den Richtern, mit allen Fürsten aus ganz Israel und mit den Häuptern der Großfamilien. Dann ging er mit der ganzen Versammlung, die bei ihm war, zur Kulthöhe von Gibeon; denn hier war das Offenbarungszelt Gottes, das Mose, der Knecht des Herrn, in der Wüste angefertigt hatte. Die Lade Gottes jedoch hatte David aus Kirjat-Jearim an den Ort bringen lassen, den er für sie hergerichtet hatte. Er hatte nämlich in Jerusalem ein Zelt für sie aufgestellt.

(2. Chr. 1, 2-4)

Die „Höhe, die bei Gibeon war“, kann nur Nabi Samwil sein. Neu für uns ist, daß sich dort noch immer die Stiftshütte befand. David hatte die Bundeslade (2. Sam. 6) nach Jerusalem geholt und dadurch „seine“ Stadt zum religiösen Mittelpunkt der Stämme gemacht („David und Jerusalem“, S. 54 ff). Die alte Stiftshütte aber, die nicht wie die Lade in die Hand der Philister gefallen war, hatte ihr eigenes Schicksal. Bis zum

Tode Elis hat sie in Schilo gestanden. Doch bevor Schilo von den Philistern zerstört wurde, ist sie offenbar nach Gibeon geschafft worden. Genaueres ist darüber nicht berichtet.

In Gibeon, beziehungsweise auf der Höhe bei Gibeon, ereignet sich nun das, was Salomo zur eigentlichen Würde seines Königtums noch fehlte. Saul war durch den Gottesmann Samuel zum König gesalbt worden, David ebenfalls. Mit dieser sakralen Handlung waren die beiden ersten Könige Israels als Erwählte Gottes erklärt worden. Salomo ist bisher noch nicht durch ein klares Zeichen Gottes ausgezeichnet worden. Dies geschieht nun in Gibeon.

In Gibeon erschien der Herr dem Salomo nachts im Traum und forderte ihn auf: Sprich eine Bitte aus, die ich dir gewähren soll. Salomo antwortete: So hast du jetzt, Herr, mein Gott, deinen Knecht anstelle meines Vaters David zum König gemacht. Doch ich bin noch sehr jung und weiß nicht, wie ich mich als König verhalten soll. Verleih daher deinem Knecht ein hörendes Herz, damit er dein Volk zu regieren und das Gute vom Bösen zu unterscheiden versteht. Es gefiel dem Herrn, daß Salomo diese Bitte aussprach. Daher antwortete ihm Gott: Weil du gerade diese Bitte ausgesprochen hast und nicht um langes Leben, Reichtum oder um den Tod deiner Feinde, sondern um Einsicht gebeten hast, um auf das Recht zu hören, werde ich deine Bitte erfüllen. Sieh, ich gebe dir ein so weises und verständiges Herz, daß keiner vor dir war und keiner nach dir kommen wird, der dir gleicht.

(1. Kön. 3, 2 f)

Eins ist klar: Es gibt für diese Begebenheit keinen anderen Zeugen als Salomo selbst. Ist das ein Mangel? Stellt dieses Fehlen von Zeugen das Ereignis in Frage? Nein! Daß Salomo eine solche Erscheinung Jahwes bekundet, zeigt, daß er sich der einmaligen Bedeutung des göttlichen

Segens bewußt ist. Es ist daher im letzten Grund unwichtig, Erwägungen anzustellen, ob Salomo wirklich diese Gotteserscheinung erlebt oder nur vorgegeben hat. Er wußte: Ohne den Segen Jahwes bin ich nichts.

Und noch eins wird klar: Salomo hat erkannt, daß alles andere – Reichtum, Ehre, Sieg – dem zufällt, der von Gott ein verständiges Herz bekam (Vers 12–13).

Wir sehen: Der Salomo, der hier vor uns steht, ist ein anderer als der Salomo der Thronfolgeerzählung (Kapitel 1 und 2). Der Berichterstatter der Thronfolgeerzählung hatte von vornherein Vorbehalte gegen Salomo, ja, gegen das Königtum überhaupt. Er war einer von denen, die etwas gegen die Institution Monarchie hatten, sie

als Abfall von Jahwe ansahen. Der Verfasser von 1. Könige 3–11 dagegen steht voll hinter dem König. Haben wir den Verfasser unter dem Gefolge des Hofpriesters Zadok zu suchen, den Verfasser der Thronfolgeerzählung hingegen im Kreise der Opposition? Auch eine andere Beobachtung spricht für die Möglichkeit, daß die Gruppe um Zadok für die Autorschaft des Salomo-Berichtes in Frage kommt. Ganz unbefangen wird Gibeon als heilige Höhe angesehen. Das ist aus der Jerusalemer Sicht fast ein Sakrileg gegen das Monopol des Nationalheiligtums auf dem Zion. Für einen Zadok aber, der – für uns nicht mehr klar erkennbare – Verbindungen zu Gibeon hat, der auch offensichtlich eine „liberale“ Lehre vertritt, ist Gibeon als heiliger Platz keineswegs anrühlig.

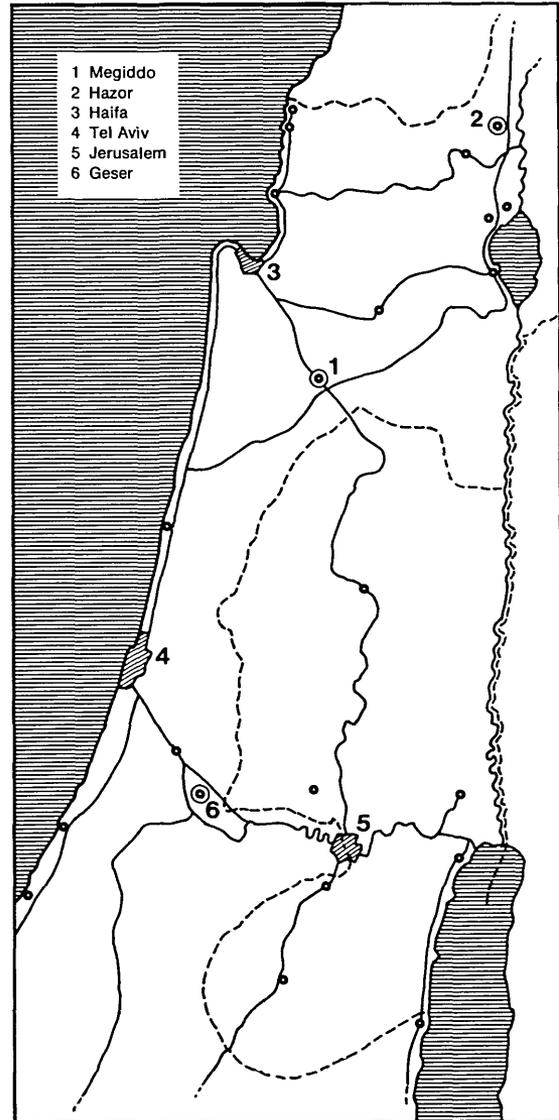
Zum Tell Megiddo

Wie nach Megiddo kommen?

„Ich muß unbedingt noch Megiddo und Hazor besuchen.“ Freund Moritz Levy, Chef im Camping Lehman im Norden Galiläas, nickt verständnisvoll: „Ich verstehe, Sie brauchen Fotos für Ihr nächstes Buch.“ Er hat die Lage erfaßt. Ich habe mich über die Ausgrabungen, die Yigael Yadin in Hazor durchgeführt hat, gründlich informiert. Yadins Buch „Hazor“ ist die beste Quelle. Hazor ist wichtig, weil hier die Verbindungslinien zu den Funden von Megiddo und Geser exakt ausgezogen werden. Ich habe mir auch im Museum zu Jerusalem die sehr sorgfältig zusammengestellte Sammlung über die Grabungen angesehen, eine gute Vorbereitung für den Besuch dieser Stätten. Wie aber hinkommen?

Moritz Levy: „Mit Linienbus zu umständlich. Das ist an einem Tag nicht zu schaffen.“ Seine Frau Claire schaltet sich ein: „Sie müßten sich einen Wagen leihen. Früher gab es einen Verleih gleich neben dem Hotel in Naharija. Doch die haben, wie ich hörte, den Betrieb geschlossen.“ Ich will es genau wissen und nehme den nächsten Bus nach Naharija. Die Dame in der städtischen Information ist höflich, spricht auch ein gutes Deutsch, muß mich aber enttäuschen: „Wenn Sie einen Wagen leihen wollen, müssen Sie sich leider nach Haifa bemühen.“

Ich versuche es trotzdem und schlendere um die Ecke auf das Hotel zu. Gleich dahinter ein kleiner Laden. Der Mann hinter dem Tresen mustert mich kurz und fragt dann prompt auf deutsch: „Was kann ich für Sie tun, mein Herr?“ Ich klage ihm meine Not: „Wie ist es möglich, an einem Tage nach Hazor und zurück zu kommen?“ Er erkundigt sich: „Wieviele Perso-



nen?“ „Insgesamt sechs.“ Er zieht einen Taschenrechner aus der Lade. „Ich könnte Ihnen ein Mercedes-Taxi mit Fahrer vermieten. Siebensitzer, sehr bequem, aber...“, er blinzelt mich an, „leider nicht ganz billig.“ Er ist am Rechnen, verkündet dann: „Wie ich schon sagte, recht teuer, siebzehnhundert Lire. Der Wagen steht Ihnen zu den genannten Bedingungen für volle zwölf Stunden zur Verfügung. Sie können fahren, wohin Sie wollen, der Fahrer wird jeden Wunsch erfüllen.“ Ich tue, als wenn ich noch mit mir ringe, bin aber längst entschlossen. „Na schön, dann – sagen wir morgen? Um acht Uhr im Camping Lehman!“

Pünktlich um acht Uhr hält ein Mercedes vor Levys Office. Hinter dem Steuerrad ein gemütlicher Dicker. „Israel!“ stellt er sich vor. Sein Deutsch ist leider etwas lückenhaft, dafür spricht er gutes Englisch. Was wir vorhaben? Nun, da wir den Wagen für den ganzen Tag zur Verfügung haben, können wir großzügig disponieren: „Zuerst die Karmel-Höhenstraße, dann Tell Megiddo. Und weiter über Nazareth dann

zum See Genezareth und zum Schluß nach Hazor.“

Bis Haifa kennen wir die Strecke. Als wir zum Karmel abbiegen, wird die Straße frei. In gut ausgebauten Serpentinaen erklimmt sie die Höhe, vorbei an der Universität mit ihren Hochhäusern und Instituten. Dann wird es um uns grün: Wald zwischen parkähnlicher Heide, eingestreute Felder. Und in der Ferne, tief unter uns, das Meer. Später wechselt das Bergland die Farbe, aus Grün wird Braun. Steine auf den Äckern, dann Herden von mageren Kühen, Schafen und schwarzhaarigen Ziegen. Auf einem weiten Hang ein Beduinenlager: etwa ein Dutzend Zelte hingestreut ins wellige Land. Abwärts stoßen wir dann auf die uralte Via Maris, die an Megiddo vorbei nach Galiläa führt.

Kahl und schwarz ragt vor uns der Tell Megiddo. Ein Flächenbrand hat vor kurzem die Vegetation vernichtet. Verkohlt liegen Unterholz, Buschwerk und Gestrüpp. Zwei Telegrafentangen hängen nur noch an ihren Drähten. Ein Windstoß wirbelt schwarze Asche auf.

Die Ställe Salomos?

In Megiddo angekommen, gehen wir zuerst ins Museum. An einem anschaulichen Modell läßt sich die Geschichte dieser Stadt erläutern. Wir sehen die rekonstruierten sogenannten „Ställe des Salomo“, die von Ahab, der von 873 bis

853, rund hundert Jahre nach Salomo, in Samaria über das Nordreich Israels regierte, erbaut wurden. Darunter erscheint dann die eigentliche Stadt Salomos mit den Kasemattenmauern, die für Salomos Bauten typisch sind, und das



klassische Sechskammertor. Fast auf den Zentimeter identisch mit denen von Geser und Hazor.

Hitze springt uns an, als wir ins Freie treten. Jetzt haben wir in Natura alles vor uns, was wir eben im Modell gesehen haben: das Tor und die daran anschließende Kasemattenmauer Salomos. Wir steigen höher, durchqueren die Ställe Ahabs und blicken hinab auf einen mächtigen Rundaltar aus kanaanitischer Zeit. Der Steppebrand hat die Grabung „Salomos Palast“, sonst unter wucherndem Gestrüpp verborgen, freigelegt. Deutlich heben sich die Grundmauern aus der Asche ab.

Paradox: In Megiddo liegt der Höhepunkt der Besichtigung in der Tiefe. Wir lassen die Ausgrabung der Schicht IV B bis V A, die zur Ära Salomos gehören, hinter uns und steigen durch einen Stollen in die Tiefe zur Quelle. Was wäre eine Festung ohne Wasser? Sie müßte nach kurzer Belagerung kapitulieren. Darum hat man einen Zugang zum Grundwasser geschaffen.

Zunächst steigen wir über breite Steinstufen den trichterartigen Schacht hinab. Bohlenbelag, ein Holzgeländer, in Abständen Glühlampen. Die Luft schmeckt feucht. Ein wenig erinnert dieser Gang an den Tunnel von Schiloach. Nur daß dort das Wasser meterhoch den Stollen füllt. Vor uns weitet sich der Gang, links unter uns in der Tiefe das Wasser.

Die Ausgrabungen haben ergeben, daß die Quellschicht ursprünglich freilag. Es wäre daher Belagerern möglich gewesen, die Quelle zu blockieren oder auch zu vergiften. Um das zu verhindern, wurde vom Stadtplateau her der Schacht niedergebracht und durch den Stollen

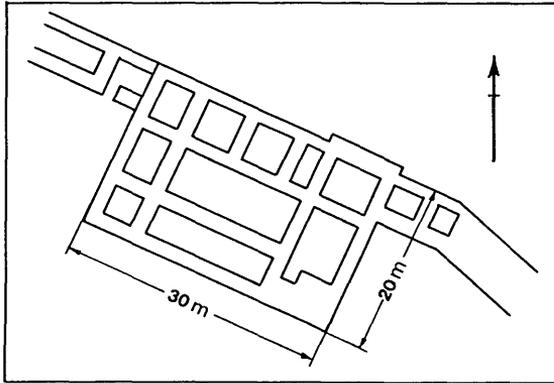
mit der Quelle verbunden. Den äußeren Zugang zur Quellschicht hat man dann zugemauert und kaschiert. Damit war die Wasserversorgung für die Stadt gesichert.

Die Anlage, wie sie sich heute bietet, geht – wie die Ställe – auf Ahab zurück. Zur Zeit Salomos bestand wohl ein oberirdischer Zugang zum Quellteich, geschützt durch eine „Galerie“, die Yadin unter der Ahabmauer freilegte.

Über eine steile Eisentreppe steigen wir aus der Quellschicht ans Tageslicht empor. Der Aufstieg mündet außerhalb des Tells ins Freie, dort, wo sich vor Salomo der Zugang zur Quelle befand. Grelles Licht will uns blenden, Hitze fällt uns an, die Sonne steht fast senkrecht über uns.

Die Ausgrabungen von Megiddo durch Macalister 1902–05 und 1907–09 gehören noch in die Pionierzeit der palästinensischen Archäologie. Neuere Untersuchungen, besonders durch Yigael Yadin, haben erkennen lassen, daß ein bestimmter Typ Kasemattenmauer sowie das Sechskammertor an der Nordseite Megiddos der Ära Salomo zuzuweisen sind. Ebenfalls konnte ein Palastbau, der in die Kasemattenmauer einbezogen war, eindeutig in Salomos Zeit datiert werden.

Yadin weist darauf hin, daß dieser Palast eine große Ähnlichkeit mit einem aus Nordsyrien und Phönizien bekannten Typ zeigt. Er hält ihn für einen Repräsentationsbau, der vor allem zeremoniellen Zwecken diene. Yadins Grabungen ließen auch erkennen, daß dieser Palast nur einen Teil eines hier am Nordrand des Tells gelegenen Areals von Monumentalbauten darstellte. Eine genaue Datierung in die Ära Salomo



mos wurde durch die reichlich gefundene Keramik möglich. Der Zustand dieser Keramik – fast alle Töpfe, Krüge und Vasen waren zer-

schlagen – beweist, daß die Herrlichkeit Salomos wenigstens in Megiddo nicht von langer Dauer war.

Aber im fünften Jahre des Königs Rehabeam zog Schischak, der König von Ägypten, gegen Jerusalem. Er raubte die Schätze des Tempels und die Schätze des königlichen Palastes.

(1. Kön. 14,25–26)

„Und er nahm die festen Städte ein, die in Juda waren“, ergänzt 2. Chr. 12,4.

Vollen Beweis für die „Täterschaft“ Schischaks aber brachte eine bereits bei früheren Grabungen zu Tage geförderte Gedenksäule Schischaks. Damit ist sicher, daß Salomos Megiddo bereits um das Jahr 923 in Asche sank.

Die Schlacht von Harmagedon

„Die letzte, die entscheidende Schlacht steht unmittelbar bevor. Bei Harmagedon werden sie aufeinandertreffen. Und dann kommt das Gericht. Tod allen Feinden Jehovas! Nur die auserwählten Hundertvierundvierzigtausend überleben. Und Sie, wollen Sie nicht auch zu diesen gehören? Dann kommen Sie zu uns, den Zeugen Jehovas. Und Sie werden sehen: Sie überleben.“

Die Schlacht von Harmagedon gehört zum eisernen Inventar der Zeugen Jehovas. Was hat es

mit Harmagedon auf sich? Har-Magedon heißt Berg Megiddo. Es handelt sich um den Hügel, der heute Tell el Mutesselim genannt wird. Er springt aus dem Höhenzug, der sich zum Karmel hinzieht, nach Nordost hin in die Ebene Jesreel vor. Selbst ein strategischer Laie erkennt auf den ersten Blick die militärische Bedeutung dieses Platzes. Drüben die Berge von Galil, rechts die Höhen von Gilboa, links Haifa mit dem einzigen guten Naturhafen des Landes. Von dort her zieht nach Osten die uralte Straße, die das

Meer mit dem Binnenland verbindet. Sie kreuzt sich zu Füßen Megiddos mit der Völkerstraße, der Brücke zwischen zwei Kontinenten, Asien und Afrika.

Megiddo, Kreuzungspunkt zwischen West und Ost wie zwischen Nord und Süd. Megiddo, auf dem nach allen Seiten gleichmäßig abschüssigen Tell gelegen. Megiddo, der Riegel, das Sperrfort, die Zwingfeste der Ebene Jesreel.

Kein Wunder, daß hier schon in frühester Zeit die Mächtigen aufeinanderprallten. Wer Megiddo besaß, der hatte das Sagen. Schon um 3500 v. Chr. wurde die erste Burganlage hier errichtet. Ihre ursprünglich vier Meter starken Mauern wurden später auf die doppelte Breite gebracht. Megiddo war es wert. Pharao Thutmosis III schätzte Megiddos Eroberung mehr als die von tausend anderen Städten. Ägypter und Hethiter prallten hier aufeinander. Assyrer und Babylonier stießen auf Megiddo vor, um sich eine Basis zum Vorstoß nach Ägypten zu schaffen. „Könige kamen und stritten... zu Taanach am Wasser Megiddos“ (Buch der Richter 5, 19). Das Siegeslied der Debora besingt die Schlacht, in der Barak den Feldhauptmann der Kanaaniter Sisera besiegte (Ri. 4 und 5). König Ahasja von Juda suchte schwer verwundet Zuflucht in Megiddo und starb hier (2 Kön. 9, 27). Um das Jahr 609 v. Chr. verlor König Joschija in der Schlacht bei Megiddo gegen den Pharao Necho Sieg und Leben. Auch die Römer erkannten die strategische Bedeutung des Platzes. Unmittelbar südlich legten sie ein Legionslager an. Noch heute erinnert der Name des Dörfchens Ledschun an Legio.

Immer wieder im Laufe der Jahrtausende war

die Ebene, die vor dem Berge Megiddo liegt, Schauplatz blutiger Schlachten gewesen. Es ist daher zu verstehen, daß Harmagedon zum Sinnbild der großen Entscheidungsschlacht geworden ist. Der Seher Johannes denkt in seiner Offenbarung (Kap. 16, 16) offensichtlich an die Vernichtung der Heiden durch Barak (Ri. 4–5), wenn er den Namen Harmagedon nennt. Und in moderner Zeit hat sich dann die Phantasie der Zeugen Jehovas an diesem Namen entzündet.

Salomo hat früh die Wichtigkeit Megiddos erkannt. Er machte die Stadt, nachdem er ihre Befestigungen verstärkt hatte, zu einem der zwölf Amtssitze seines Reiches.

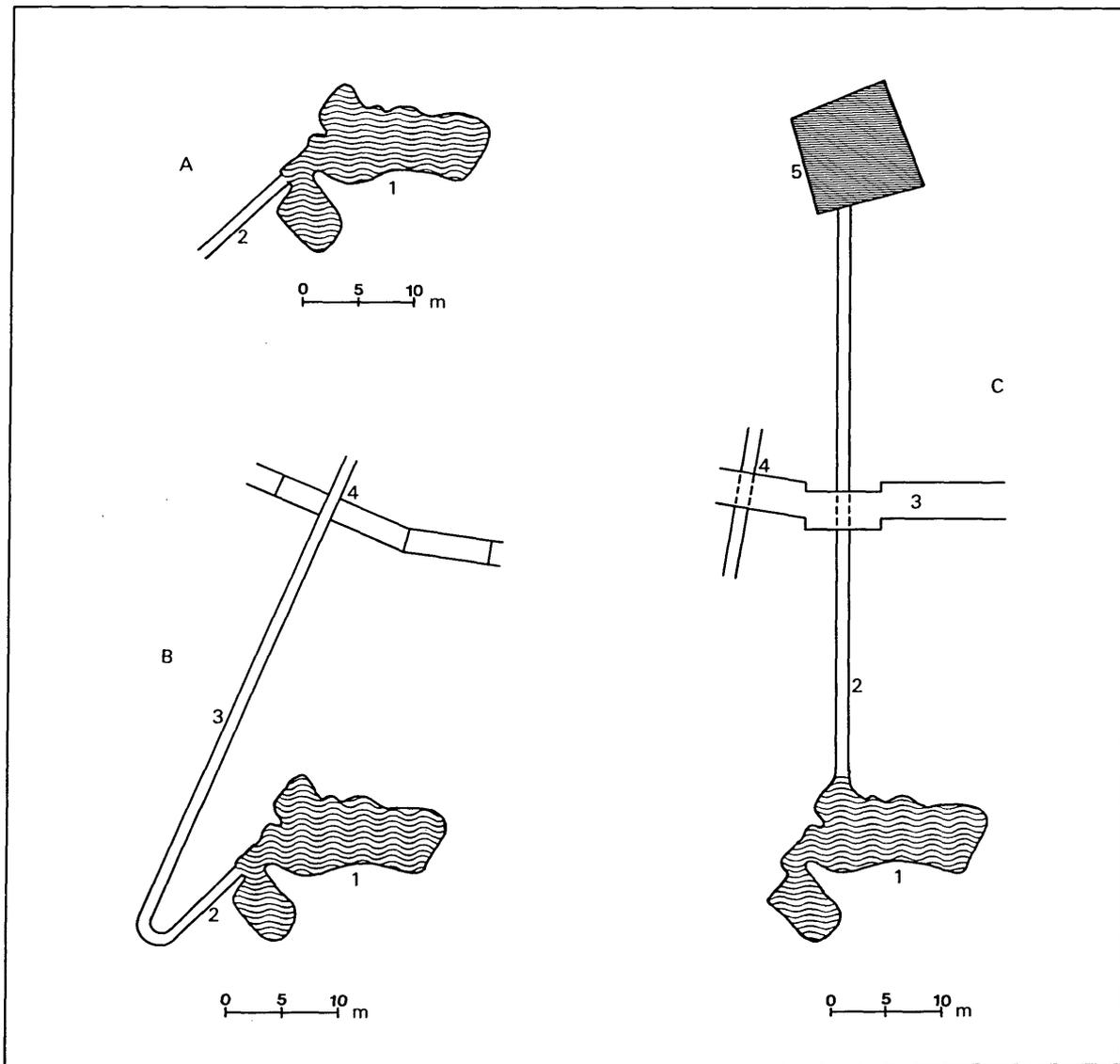
Und Salomo hatte zwölf Amtsleute über Israel... Baana, der Sohn Ahiluds, in Taanach und in Megiddo...

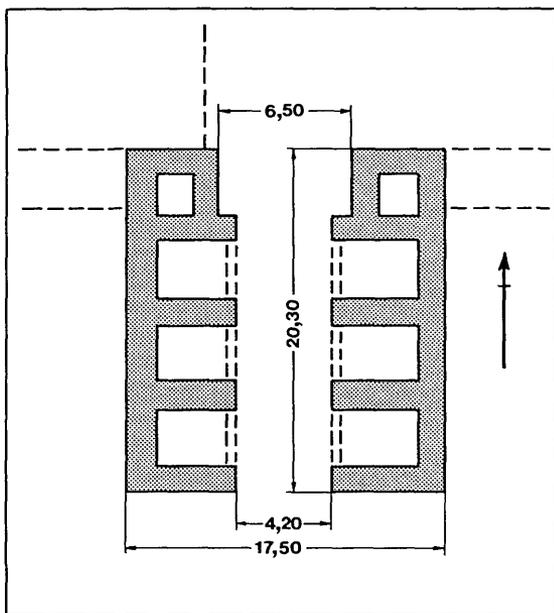
(1. Kön. 4, 7 und 12)

Ob dieser „Amtmann“ Baana in dem anderen Palast aus der Epoche Salomos, der auf der Südseite der Stadt freigelegt wurde, residiert hat? Es wäre durchaus möglich. Auch dieser Palast liegt – wie der Zeremonialpalast und das Sechskammertor – eine Schicht unter den „sogenannten Ställen Salomos“. Er ist wie diese beiden und die Kasemattenmauer eindeutig der Bautätigkeit Salomos zuzuordnen.

Kasemattenmauer, was ist darunter zu verstehen? Es handelt sich um eine doppelte Mauer. Der zwischen den beiden Mauern liegende Raum ist durch Quermauern in einzelne Kasematten geteilt. Diese sind von der Stadtseite her zugänglich und können – je nach Bedarf – als Vorratsräume oder Unterkünfte benutzt werden. Wenn es im Verlauf einer Belagerung dem







Feind gelingt, die Außenmauer aufzubrechen, kann der Raum zwischen beiden Mauern mit Gestein gefüllt und der Belagerer aufgehalten werden.

Eine Kasemattenmauer läßt sich mit verhältnismäßig wenig Material und in kurzer Zeit erbauen. Und darauf kam es Salomo an. Verglichen mit einer Massivmauer weist eine Kasemattenmauer natürlich Schwächen auf.

Ahab hat das – etwa hundert Jahre später – erkannt und dementsprechend über der salomonischen Kasemattenmauer eine massive Basteimauer errichtet. Ahab hat bei ihrem Bau an mehreren Stellen die Bauten Salomos zerschnitten. Dies geschah unter anderem auch mit den Resten des Salomonischen Palastes. Yadins Grabungen haben gezeigt, daß die „sogenannten Ställe Salomos“ erst unter König Ahab von Samaria errichtet worden sind. Vielleicht sind es nicht einmal Ställe gewesen, sondern schlichte Vorratsräume.

Das Wassersystem von Megiddo (S. 38)

- A. Vor Salomo: (1) Quellgrotte. (2) Gang, der im Freien mündet.
- B. Anlage aus der Ära Salomo: (1) Quellgrotte, (2) Teilstück des früheren Ganges, (3) jetzt gedeckt in die Stadt geführt, (4) unter der Kasemattenmauer Salomos hindurch.
- C. Anlage unter Ahab: (1) Quellgrotte. (2) Neuer Gang, in der Tiefe zum Schacht (5) führend. (3) Mauer Ahabs. (4) Reste des salomonischen Ganges unter der Ahabmauer.

Überall derselbe Plan

Geser und Hazor

Der Sandkasten gehört zum militärischen Grundinventar. Am Sandkasten studiert man Geländeformen und lernt, wie man sich ihnen anpaßt und sie taktisch nutzt. Yigael Yadin hat zweifellos oft am Sandkasten geübt und dies auch in die Praxis umgesetzt als General in den israelisch-arabischen Feldzügen von 1967 und 1973. Er verfügt damit über die besten Voraussetzungen für einen erfolgreichen Archäologen: Blick für das Gelände, Phantasie für das Denkbare und Mögliche und schließlich die Fähigkeit, generalstabsmäßig zu planen.

Keine der Stätten, an denen Yadin tätig wurde, war archäologisch „jungfräuliches“ Gelände. Megiddo, Geser, Hazor: An all diesen Orten war schon lange vor Yadin gegraben worden; oft, von zahlreichen Forschern, mitunter in langen und kostspieligen Kampagnen. Doch keiner seiner Vorgänger war so planmäßig vorgegangen wie Yadin. Bei seinen Vorgängern hat man den Eindruck: Sie fanden, was ihnen durch Zufall vor die Hände kam. Bei Yadin: Er fand, was er hatte finden wollen. Am schönsten läßt sich das an den Toren Salomos belegen.

Da standen wir vor dem Tor von Megiddo. Die-

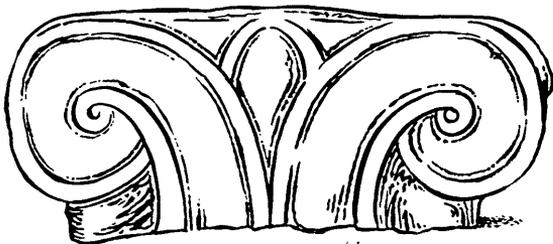
ses Tor zeugt zusammen mit den ebenfalls Salomo zugeschriebenen Palästen, die unter den Bauten Ahabs zu Tage kamen, von einer großartigen Bautätigkeit Salomos in Megiddo. Und doch wird von dieser archäologisch nachgewiesenen Aktivität des weisen Königs in der Bibel nur in einem knappen Satz berichtet.

So verhielt es sich mit dem Frondienst: König Salomo hatte Fronarbeiter ausgehoben zum Bau des Tempels, seines Palastes, des Millo und der Mauern von Jerusalem, Hazor, Megiddo und Geser.

(1. Kön. 9,15)

So ganz beiläufig wird da erwähnt, daß Salomo Hazor, Megiddo und Geser baute. „Baute“: was heißt das in diesem Fall? Alle drei Städte waren uralt, hatten eine lange und blutige Geschichte hinter sich, als Salomo sie „baute“.

Megiddos Geschichte hatten wir schon an uns vorbeiziehen lassen. Nach dem Grabungsbefund sieht es so aus, als habe Salomo eine ärmliche Siedlung, eher Flecken als Stadt, vorgefunden. Wahrscheinlich ist die frühere Stadt um 1100 v. Chr. zerstört worden. Erst zur Zeit Davids fanden sich wieder Siedler, die – mehr schlecht als recht – sich auf der Höhe niederließen. Salomo erkannte den strategischen Wert des Platzes und baute ihn, wie die Grabungen gezeigt haben, zu einer gut befestigten Stadt aus. Und Geser? Die Autostraße, die von Tel Aviv nach Jerusalem führt, gabelt sich bei Ramla. Ganz gleich, welche der beiden möglichen Routen man wählt, man kann den Tell von Geser nicht übersehen. Er liegt genau zwischen den beiden Straßen und wölbt sich wie ein breiter Schild aus dem Flachland heraus. Auch dieser



Protojonisches Kapitell, der Zeit Salomos zuzuordnen

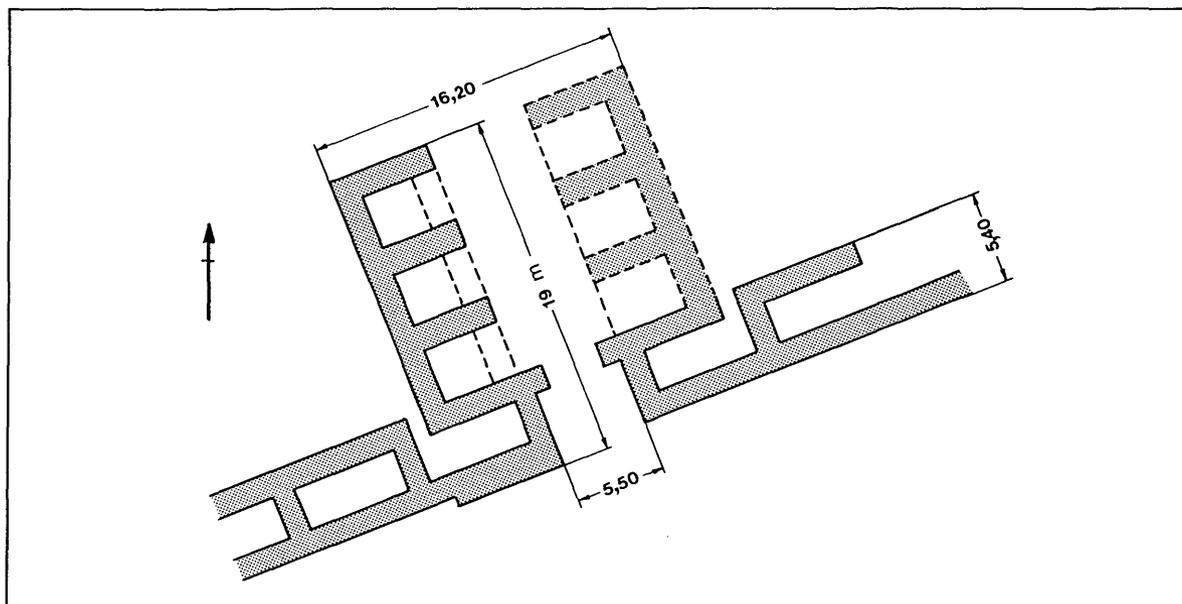
Platz beherrscht eine wichtige Kreuzung, die der schon erwähnten Via Maris mit der Straße, die von Jaffa hinauf nach Jerusalem führt. Er sperrt sie genau dort, wo sie durch das Tal Aijalon in das Bergland zieht. Ein Tal, das die Einfallpforte nach Judäa bildet und daher oft Schauplatz heftiger Kämpfe gewesen ist. Hier schlug Josua die Kanaaniterkönige (Jos. 10); die Philister sind oft genug hier heraufgezogen. Geser liegt im Grenzland zwischen den Philistern und den Israeliten. Das war der Hauptgrund dafür, daß seine kanaanitische Bevölkerung von den Israeliten nicht ausgerottet wurde.

Der Pharao, der König von Ägypten, war nämlich heraufgezogen, hatte Geser erobert und eingeschert, die Kanaani-

ter, die darin wohnten, getötet und die Stadt als Brautgeschenk seiner Tochter, der Frau Salomos, gegeben. Salomo baute nun Geser wieder auf.

(1. Kön. 9,16–17)

Anfang unseres Jahrhunderts war bereits der junge irische Archäologe Macalister auf die Kasemattenmauern und das Tor Salomos gestoßen. Doch er ahnte nicht, daß er Bauten Salomos gefunden hatte, hielt sie vielmehr für die Überreste einer Makkabäerburg. Da er nur die eine Hälfte des Tores freigelegt hatte, erkannte er auch nicht, daß es sich um ein Tor handeln könne. Er meinte, es seien stallähnliche Räume gewesen.

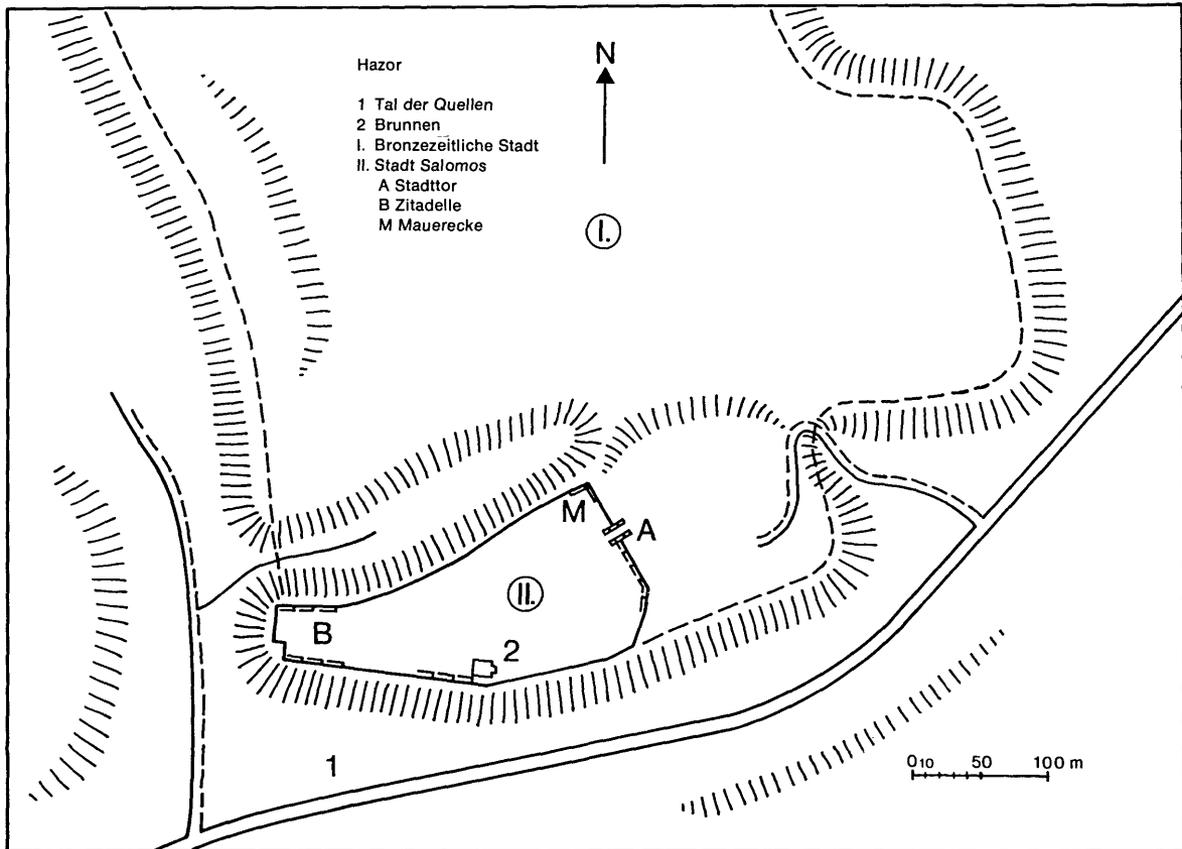


Eine Höhe voller Disteln

„Hazor?“ Unser Fahrer Israel winkt ab. „Das schaffen wir bequem!“ Ich bin nicht so optimistisch. Es geht nach Norden, auf guter, fast gerader Straße. Truppenlager, breit ins Gelände gestreut, verraten die Nähe der Grenze. Von den Golanhöhen ist nur selten ein Blick zu erhaschen. Zu staubig ist heute die Luft. Die Schatten werden länger, die Sonne hängt niedrig über

den Bergen Galiläas. Das war ja dann wohl nichts mit dem „bequem schaffen“?

Da ist dann doch plötzlich die Straße, die zum Tell hinaufführt. Wie ich's befürchtet hatte: Der Schlagbaum sperrt die Straße, das „Lokal“ ist geschlossen. Na ja, wer halt so spät kommt wie wir. „Versuchen wir es durch die Hintertür!“ Ich lasse Israel wenden, die Straße einen halben



Kilometer zurückfahren und rechts in den Landweg einbiegen. Israel schaut ungläubig, tut aber, was ich sage.

Im Gänsemarsch geht es durch ein Gewirr von verdorrten Disteln, stacheligen Karden und dornbewehrtem Gestrüpp, dann bergan, ziemlich steil und über Geröll, das einem bei jedem Schritt unter dem Fuß wegkollert. Wir kommen ins Schwitzen. Oben angekommen, weht ein frischer Wind.

Wir stehen und blicken ringsum in die Weite. Hier links die Berge von Galil, vor uns das obere Jordantal, etwas rechts dann die Golanhöhen. Für einen Augenblick tauchen sie aus dem Dunst, rosafarben, von violetten Schatten durchmustert. Wir suchen uns an vertrauten Karten zu orientieren:

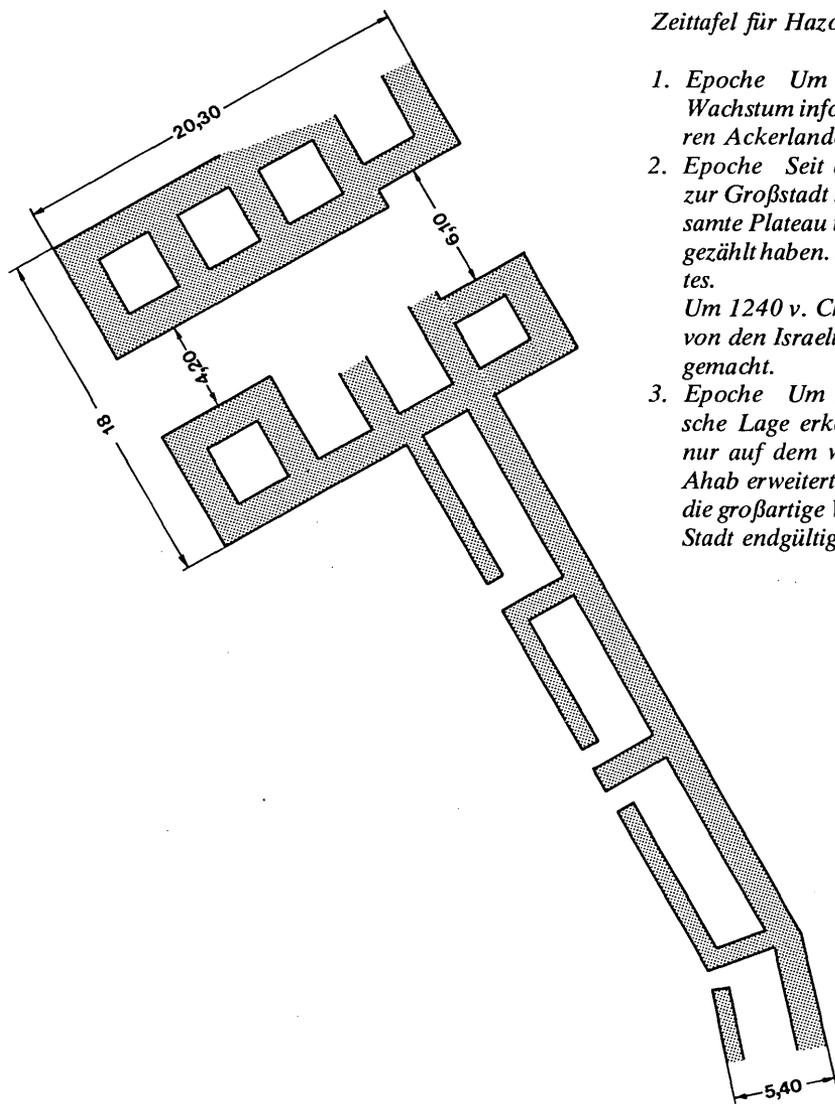
Vor uns das weite, viereckige Plateau, erst mit dem Mähdrescher abgeerntet; die Strohballen liegen noch. Dieses ganze Gelände trug die alte Kanaaniterstadt. Geschichte wird lebendig. Hazor wird bereits in den ägyptischen Fluchtexten des 19. vorchristlichen Jahrhunderts aufgezählt, taucht dann wieder in den Amarnabriefen auf. Im 13. Jh., als Josua mit den Israeliten ins Land kommt, war Hazor die führende Königsstadt hier im Norden. Damals war dieses ganze Areal bewohnt, es mag etwa 40 000 Bewohner aufgenommen haben, für jene Zeit eine ganz erstaunliche Zahl. Josua besiegte in der Schlacht am Wasser Merom – etwa 15 Kilometer südlich von hier – die Koalition der kanaanitischen Könige und eroberte danach Hazor (Jos. 11). Hazor ruhte verwüstet, bis Salomo es wieder aufbaute. Wir steigen über die Reste der Zitadelle, werfen einen Blick in die Tiefe des Wassersystems, er-

reichen jetzt das Stadttor Salomos. Fast dekungs-gleich mit dem von Megiddo. Und mit dem von Geser!

Tatsächlich zeigt schon ein oberflächlicher Vergleich, daß alle drei Tore – Megiddo, Geser, Hazor – nach gleichem Grundplan entworfen sind: Das Außentor wird von zwei wuchtigen Türmen flankiert. Tritt man ein, so muß man eine Torpassage durchschreiten, die rechts wie links von je drei Kammern flankiert wird. Es scheint wahrscheinlich, daß diese Seitenkammern gegenüber dem Mittelgang erhöht waren. Ein eindringender Angreifer sah sich dann von überhöht aufgestellten Verteidigern auf beiden Seiten flankiert. Ob sich über diesem Erdgeschoß noch ein Obergeschoß befand, wissen wir nicht. Die Türme waren sicher mehrstöckig. Doch auch das Torhaus kann ich mir gut mit einem Obergeschoß vorstellen, eine weitere Möglichkeit, einen Eindringling – mit heißem Wasser, Pech oder auch Steinblöcken – abzuwehren. Doch das sind, wie gesagt, theoretische Überlegungen.

Die drei Tore unterscheiden sich nur in unbedeutenden Einzelheiten. Die Maße sind geringfügig verschieden, doch im Gesamtkonzept ist eine völlige Übereinstimmung vorhanden. Sie geht so weit, daß Yadin sich bei der Grabung in Hazor einen echten Gelehrtenscherz leisten konnte. Lassen wir ihn selbst zu Worte kommen: „Ich erinnere mich noch lebhaft, wie wir einen Trick anwandten, um unsere Arbeiter zu beeindrucken, noch bevor Konturen und Anlage des Tores sichtbar hervortraten. Wir steckten den Grundriß des Megiddo-Tors auf dem





Zeittafel für Hazor

1. Epoche Um 2700 v. Chr. Stadtgründung. Wachstum infolge der guten Quellen, des fruchtbaren Ackerlandes und der günstigen Lage.
2. Epoche Seit dem 18. Jh. v. Chr. wächst Hazor zur Großstadt heran. Die Stadt umfaßt nun das gesamte Plateau und dürfte bis zu 40 000 Einwohner gezählt haben. Sie war die Hauptstadt dieses Gebietes.
Um 1240 v. Chr. wird diese Weltstadt unter Josua von den Israeliten zerstört und dem Boden gleichgemacht.
3. Epoche Um 940 baut Salomo, der die strategische Lage erkennt, Hazor wieder auf; allerdings nur auf dem westlichen Teilstück des Südhügels. Ahab erweitert und festigt diese Stadt, schafft auch die großartige Wasserversorgung. Um 732 wird die Stadt endgültig durch die Assyrer vernichtet.

Boden ab, kennzeichneten die Ecken und Mauern mit Pflöcken und wiesen die Arbeiter an, der Markierung entsprechend zu graben; dann verkündeten wir: ‚Hier werden Sie eine Mauer finden‘ oder: ‚Da sehen Sie bald eine Kammer.‘ Als unsere ‚Prophezeiungen‘ eintrafen, gewannen wir ungeheuer an Prestige und wurden fast für Zauberer gehalten.“ Der Zauber hielt nicht lange vor. Yadin verriet bald das Geheimnis seines Vorherwissens. Er schließt dieses Stück seines Berichtes: „...nahm unser Ansehen schlagartig ab, wohingegen das der Bibel stieg.“ Yadin konnte – wie in Megiddo – nachweisen, daß auch auf Hazor die Bauten Salomos von noch stärkeren Fortifikationen des Königs Ahab überdeckt sind. Auch die heutige Form der Wasserversorgung geht – ebenfalls wie in Megiddo – auf Ahab zurück.

Mit der Grabung M an der Nordostecke konnte Yadin nachweisen, daß die von Salomo neugegründete Stadt verhältnismäßig klein war. Sie blieb auf den Westteil des Tell beschränkt und umfaßte einen Raum von nur 26000 Quadratmetern. Wie die Übersichtskarte zeigt, war diese Stadt auf drei Seiten durch steil abfallende Berghänge gesichert. Nur nach Osten lag das Vorgelände fast auf gleicher Höhe, doch Kasmattenmauer und Tor boten gegen Angreifer guten Schutz.

Das salomonische Hazor erfüllte nach dem Willen seines Erbauers eine doppelte Aufgabe. Es beherrschte die große Nordsüdstraße, die durch das obere Jordantal führt und Asien mit Afrika verbindet. Und es gebot dem Reich von Damaskus Halt, das zu neuer Macht gekommen war und nach Süden vorzustoßen begann.



Verwandtschaften und ihre Folgen

Eine gute Partie

Es war nicht geraten, in Ägypten um die Hand einer Prinzessin anzuhalten. Zu leicht bekam man eine Absage. Selbst dem gewiß doch mächtigen König von Babylon wurde, als er um eine Pharaonin warb, knapp aber eindeutig beschieden: „Von alters her ist eine Königstochter von Ägypten an niemand gegeben!“

Diese Absage erteilte Pharao Amenophis III, der von 1413 bis 1377 regierte. Mehr als vierhundert Jahre später ist Ägypten nicht mehr, was es einst war. Immerhin, wohlfeil sind die Prinzessinnen vom Nil noch immer nicht geworden. Man muß schon Ansehen, Macht und Wohlstand in die Waagschale legen können, um die Augen zu einer Dame aus dem Pharaonenhaus erheben zu dürfen.

Salomo verschwärgerte sich mit dem Pharao, dem König von Ägypten. Er nahm eine Tochter des Pharao zur Frau und brachte sie in die Davidstadt, bis er sein Haus, das Haus des Herrn und die Mauern rings um Jerusalem vollendet hatte.

(1. Kön. 3, 1)

Man spürt noch etwas von der Hochachtung, die der Berichterstatter empfand, als er diese Zeilen niederschrieb. Wir hatten, als wir Geser besuchten, schon erfahren, daß ein Pharao als Schwiegervater recht großzügig sein konnte:

Der Pharao, der König von Ägypten, war nämlich heraufgezogen, hatte Geser erobert und eingäschert, die Kanaaniter, die darin wohnten, getötet und die Stadt als Brautgeschenk seiner Tochter, der Frau Salomos, gegeben. Salomo baute nun Geser wieder auf.

(1. Kön. 9, 16–17)

Der Name des Pharao ist leider nicht genannt, auch nicht, in welchem Jahr Salomo die Pharaonin heimgeführt hat. Die Chronologie der ägypt-

tischen Könige enthält noch immer große Unsicherheiten. Unwahrscheinlich scheint, daß Schoschenk I., der 1. Kön. 14, 25 Schischak genannt wird, in Frage kommt. Er kommt erst um 950 auf den Thron, während Salomo bereits um 972 seinem Vater David in der Herrschaft folgte. Die Heirat der Pharaonin dürfte aber gewiß vor 950 erfolgt sein. Bleibt uns die Wahl zwischen Psusennis II, dem letzten Pharao der 21. Dynastie (um 984–950), und Siamon (um 976–958), die beide als Rivalen in Tanis und Theben residierten. Triftige Gründe, die für diesen oder jenen sprechen, gibt es nicht.

Auf jeden Fall hat die Spaltung Ägyptens das Nilreich so sehr geschwächt, daß Israel unter David und Salomo einen solchen Aufschwung erleben konnte. Am Ende dieser Epoche ist Ägypten so schwach und Salomo so stark, daß es nicht mehr als Mesalliance empfunden wird, wenn der Pharao seine Tochter dem König von Juda zur Frau gibt. Salomo war sich durchaus bewußt, was er dieser Perle vom Nil schuldig war:

Auch baute Salomo für die Tochter des Pharao, die er geheiratet hatte, ein Haus, das dieser Halle glich.

Alle diese Bauten waren vom Grund bis zu den Gesimsen aus wertvollen Steinen ausgeführt, die in der Größe von Quadern an der Innen- wie Außenseite mit der Säge zugeschnitten waren... Die Fundamente bestanden aus wertvollen, mächtigen Steinblöcken, aus Steinen von zehn und Steinen von acht Ellen. Darüber lagen wertvolle Steine in der Größe von Quadern sowie Zedernbalken.

(1. Kön. 7, 8–11)

Wie so oft versteht es der weise König, zwei Dinge zugleich zum Erfolg zu führen. Die Pharaonin residiert jetzt in einem Haus, das ihr an-

gemessen ist. Und zugleich nimmt Salomo den Altkonservativen einen Grund zum Ärgernis:

Salomo brachte die Tochter des Pharao aus der Davidstadt in das Haus, das er für sie gebaut hatte; denn er sagte: Eine Frau soll nicht im Haus Davids, des Königs von Israel, wohnen; denn die Räume, in die die Lade des Herrn gekommen ist, sind heilig.

(2. Chr. 8, 11)

Nun kann sich niemand mehr darüber erregen, daß eine Fremdländische, die nicht Jahwe anbetet, in der Davidsstadt wohnt. Das „Haus der Ägypterin“ stand nämlich – wie wir noch sehen werden – in dem neuen, nördlich an die Jebusiterstadt anschließenden Stadtteil.

Die Ägypterin spielt zwar die führende Rolle am Hofe, doch die erste Frau Salomos war sie nicht. Der spätere Thronfolger Rehabeam, Sohn der Ammoniterin Naëma, war jedenfalls schon geboren, bevor Salomo den Thron bestieg (1. Kön. 11, 42 und 14, 21).

König Salomo liebte neben der Tochter des Pharao noch viele andere ausländische Frauen: Moabiterinnen, Ammoniterinnen, Edomiterinnen, Sidonierinnen, Hetiterinnen. An diesen hing Salomo mit Liebe. Er hatte siebenhundert fürstliche Frauen und dreihundert Nebenfrauen.

(1. Kön. 11, 1f)

Selbst die lebhafteste Phantasie vermag sich einen solchen Harem nicht vorzustellen. Und schon gar nicht, daß Salomo an allen diesen Frauen „mit Liebe hing“. Die Überlieferung übertreibt hier wohl. Volkstümliche Betrachtung geschichtlicher Begebenheiten gleicht oft dem Blick durch ein Vergrößerungsglas. Es vergrößert um so stärker, je mehr der Abstand zum betrachteten Gegenstand wächst.

Historische Wirklichkeit dürfte sein: Salomo hat tatsächlich nach Art seiner Zeit und Umgebung einen Harem besessen. Das hat nichts mit Moral zu tun, sondern ganz schlicht mit politischen Überlegungen. Zunächst wird Salomo – wie schon sein Vater David – Töchter einflußreicher israelischer Sippen an seinen Hof gezogen haben. Das sicherte ihm Einfluß auch bei den anderen Stämmen, verschaffte ihm eine Art Hausmacht. Außenpolitische Verbindungen aber wurden durch die Heirat ausländischer Prinzessinnen geknüpft und gesichert. Naëma, die Mutter des späteren Thronfolgers Rehabeam, offenbar die zeitlich erste Frau Salomos, war gebürtige Ammoniterin, stammte also aus der Gegend der heutigen Hauptstadt des Königreichs Jordanien. Neben der alle überragenden Pharaonin wird auch die sidonische Prinzessin, die aus dem Hause Hiram von Tyrus kam, großen Einfluß ausgeübt haben. Wir werden noch sehen, mit wieviel Geschick Salomo aus der Verbindung mit diesen beiden Frauen Vorteil zu ziehen verstand.

Zunächst wirkte sich der Einfluß Phöniziens bei den Bauten aus, die Salomo durchführen ließ. Wir stießen schon in Geser, Megiddo und Hazor auf stilistische Eigenarten, die eindeutig auf Phönizien weisen. Hier sind sie archäologisch greifbar. Ganz anders hingegen verhält es sich mit den salomonischen Bauten in Jerusalem. Hier ist nichts mehr archäologisch zu erfassen. Doch dafür haben wir hier das literarische Zeugnis der Bibel.



Wo stand der Tempel?

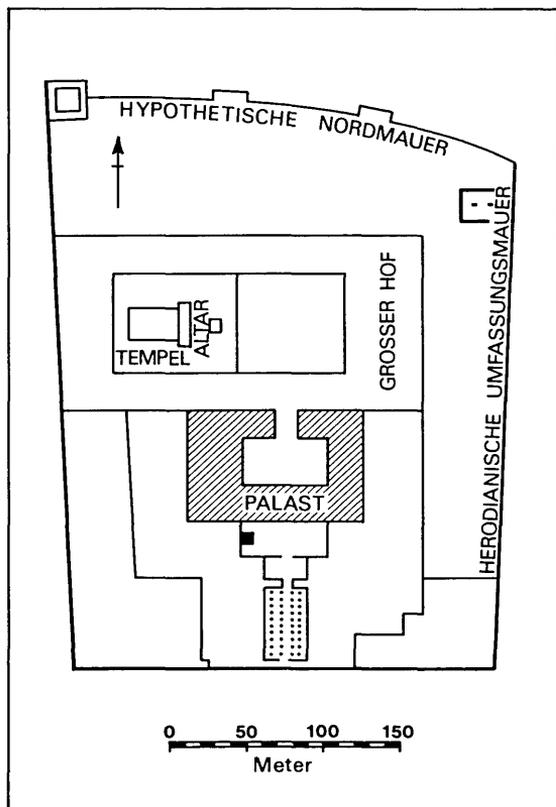
Am Anfang dieses Abschnittes steht das Wort „nichts“. Nichts ist geblieben von dem, was Salomo in Jerusalem gebaut hat. Keine Spur von seinem Palast, dem Libanonwaldhaus, dem Haus der Pharaonin. Nichts von dem Tempel, an dem sich Jahrhunderte begeisterten. Nichts von den Mauern und Toren Zions.

Dabei besteht kaum ein Zweifel, an welcher Stelle wir den Tempel zu suchen haben. Salomos

Tempel muß etwa dort gestanden haben, wo sich heute der Felsendom erhebt. Die Kette der Überlieferung ist – wie vor allem Kathleen Kenyon aufgezeigt hat – ohne Bruch. Glied reiht sich an Glied: Salomos Tempel stand bis zur Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar im Jahre 586 v. Chr. Zwar wurde die Elite des Volkes in die babylonische Gefangenschaft geführt, doch die unteren Bevölkerungsschichten durften bleiben. Bereits 538 gab der Perserkönig Kyrus, der Babylons Macht gebrochen hatte, den ersten Verbannten die Erlaubnis zur Heimkehr. Selbst wenn keiner von ihnen sich mehr hätte an die heilige Stätte erinnern können, die er als Kind noch gesehen hatte, es gab genug arme Leute im Lande, die seiner Erinnerung hätten nachhelfen können.

Die geblieben waren, wußten, die Heimkehrenden frischen ihre Erinnerung auf. Im Buche Esra wird uns berichtet, wie der Tempel nach der Heimkehr wieder hergestellt wird. Esra 3,3 heißt es ausdrücklich: „Und sie richteten den Altar wieder her an seiner früheren Stätte“. Diese Notiz wird ergänzt durch Esra 3,12: „Und viele von den betagten Priestern, Leviten und Sippenhäuptern, die das frühere Haus noch gesehen hatten, weinten laut, als nun dies Haus vor ihren Augen gegründet wurde“. Und in Esra 5,11 heißt es unmißverständlich: „... und bauen das Haus wieder auf, das einst vor vielen Jahren hier gestanden und das ein großer König Israels gebaut und vollendet hat.“ Kein Zweifel: Der Tempel Esras erhob sich genau an der Stelle, an der Salomos Tempel zuvor gestanden hatte.

Dieser Tempel Esras wurde in den kriegerischen Wirren der folgenden Jahrhunderte



mehrfach zerstört, doch niemals so, daß er völlig ausgelöscht wurde. Es ist sicher, daß Herodes, der den großartigen Tempel erbaute, den wir aus dem Neuen Testament kennen, das aus früherer Zeit vorhandene Material an der historischen Stätte benutzte. Ob man an der sogenannten Klagemauer steht, heute als Westwall bezeichnet, oder über dem Kidrontal dem Fuß der Ostmauer folgt, überall erkennt man im unteren Teil der Anlage das Mauerwerk des herodianischen Baues.

Leider hat gerade die herodianische Erneuerung des Tempels die zu jener Zeit sicher noch vorhandenen Reste des salomonischen Baues – wie Miss Kenyon sagt – „förmlich verschlungen“. Die heutige Anlage dürfte hinsichtlich des Umfangs in etwa mit der des Herodes übereinstimmen. Ohne Frage ist der Tempelbezirk Salomos erheblich kleiner zu veranschlagen. Alle modernen Rekonstruktionsversuche tragen dem Rechnung.

Ein Haus für den Herrn

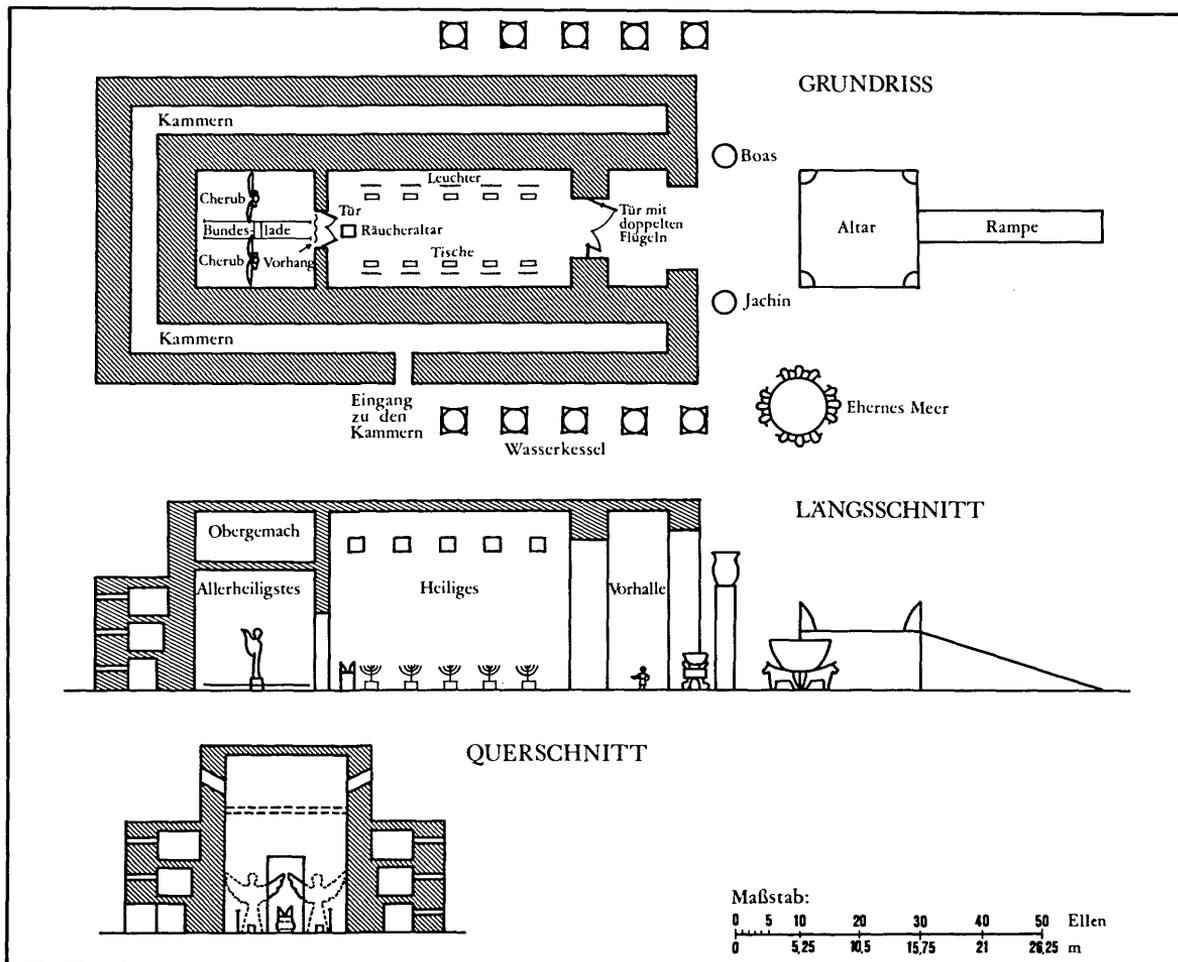
Wenn man den Bericht über den Bau des Tempels (1. Kön. 6 und 7) oberflächlich liest, hat man den Eindruck, es könne nicht schwer sein, eine Rekonstruktion bzw. ein Modell herzustellen. Doch der erste Eindruck täuscht. Sobald man sich an eine Rekonstruktion macht, stellen sich Schwierigkeiten ein. Die erste liegt schon im Text selbst, der eine Reihe von Fachausdrücken bietet, die sonst im Alten Testament nicht vorkommen. Nur ein Beispiel: Was bedeutet das hebräische Wort *selao*? Zunächst einmal ganz einfach „Rippen“, dann aber auch „Seiten“. Hier im Zusammenhang mit dem Tempelbau handelt es sich um einen Fachausdruck, der – möglicherweise! – „Seitenstockwerke“ bedeutet. Es gibt aber auch Exegeten, die diesem Wort eine ganz andere Bedeutung zuerkennen

und damit zu ganz anderen Anschauungen über das Aussehen des Bauwerks gelangen. Solche bautechnischen Fachausdrücke des damaligen Handwerks finden sich zuhauf in dieser Beschreibung. So kommt es, daß sich nicht alles zusammenreimen will. Fragen stellen sich, viele Dinge bleiben offen.

Es ist unmöglich, alle Rekonstruktionen hier vorzustellen. Als eine für viele mag hier die wiedergegeben sein, die im „Lexikon zur Bibel“ angeboten wird. Doch auch sie kann nicht Anspruch auf Authentizität erheben. Manche Einzelheit kann durchaus anders aufgefaßt werden. Sicher sind folgende Merkmale: Der Tempel selbst übertraf an Größe kaum eine mittlere Dorfkirche unserer Zeit. Da wir die hebräische Elle ziemlich genau mit gut einem halben Meter

ansetzen können, ergeben sich als Maße 10 x 10 Meter für das „Allerheiligste“, in dem die Bundeslade aufgestellt war. Das vor ihm liegende, von ihm durch den Vorhang getrennte „Hei-

lige“ war 20 Meter lang, 15 Meter hoch und – wie das Allerheiligste – 10 Meter breit. Die „Vorhalle“ hatte bei nur 5 Meter Länge dieselbe Breite und Höhe wie das Hauptschiff.



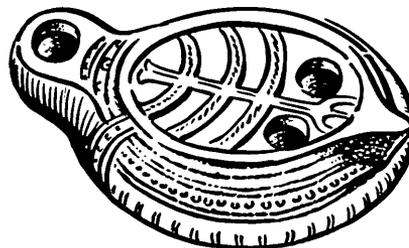
Weiter wissen wir, daß sich die Hauptachse in Ost-West-Richtung erstreckte, so daß der Eingang nach Osten sah.

Im Innern des Heiligtums muß es ziemlich dunkel gewesen sein, da es auf beiden Seiten von drei angebauten Stockwerken flankiert war, Licht also nur durch kleine, hoch oben gelegene Fenster eintreten konnte. Das Allerheiligste lag in völligem Dunkel. Das entspricht der alten Vorstellung, daß Jahwe im Dunkel wohnt.

In diesem Dunkel findet sich kein Bild der Gottheit, nur die Lade mit den Zehn Geboten. Darüber die beiden Cherubim, eigenartige Mischwesen mit Flügeln und Füßen. Sie sind keine Gottheiten, vielmehr symbolische Wächter. Und Jahwe selbst? Er „thront“ über der Lade, er „wohnt“ in „seinem“ Hause. Doch es nimmt ihn nicht gefangen, birgt, beherbergt ihn nicht. Jahwe ist unfafßbar, erhaben, allüberall. Eben: im Dunkel.

Vor dem Tempel stand der Brandopferaltar. Der Eingang zum Heiligtum wurde gleichsam bewacht von den Säulen „Jachin“ und „Boas“. Das „Eherne Meer“ – ein ungeheures Bronzebecken, auf zwölf Rinderfiguren ruhend – und fahrbare Wasserkessel vervollständigten das kultische Inventar.

Es besteht kein Zweifel, daß die gesamte Anlage auf phönizische Vorbilder zurückgeht. Die Dreiteilung – Vorraum, Heiligtum, Allerheiligstes – findet sich überall im phönizischen Kulturbereich. Auch viele Einzelheiten, die uns im 1. Buch der Könige 6–7 und im 2. Buch der Chronik 3–4 überliefert werden, entsprechen genau dem, was der Spaten in Phönizien zu Tage gefördert hat.



Wie könnte es auch anders sein? Der Phönizierkönig Hiram lieferte ja nicht nur das nötige Material, er sandte auch die Fachleute, die sich auf solche Bauten verstanden.



*Öllämpchen und Kesselwagen,
ähnlich solchen aus salomonischer Zeit*



Und Salomo ließ Hiram sagen: Du weißt selbst, daß mein Vater David durch Kriege verhindert war, dem Namen des Herrn, seines Gottes, ein Haus zu bauen, da seine Feinde ihn bedrängten, bis der Herr sie ihm unter die Füße legte. Jetzt aber hat mir der Herr, mein Gott, ringsum Ruhe verschafft. Es gibt keinen Widersacher mehr und keine Gefahr. Darum gedenke ich, dem Namen des Herrn, meines Gottes, ein Haus zu bauen. Hiram ließ Salomo sagen: Ich habe die Botschaft vernommen, die du an mich gesandt hast, und werde deinen Wunsch nach Zedern- und Zypressenholz erfüllen. Meine Leute werden es vom Libanon an das Meer schaffen. Ich lasse es dann auf dem Meer an den Ort flößen, den du mir nennen wirst. Dort lasse ich es wieder auseinandernehmen, so daß du es abholen kannst.

(1. Kön. 5, 16ff)

Es bleibt nicht bei solchen Materiallieferungen. Die Ausgrabungen von zeitgenössischen Bauwerken in Israel zeigen, daß es in jener Zeit an einheimischen Handwerkern gefehlt hat. Durchweg verraten die Bauwerke aus der Ära Salomos – soweit es sich nicht um königliche Bauten handelt – biedere Schlichtheit, mitunter gar Unbeholfenheit. Soweit es sich nicht um königliche Bauten handelt! Diese unterscheiden sich deutlich von allem, was sonst in Israel gebaut wurde. Ob Hazor oder Megiddo, Geser oder einer der anderen von Salomo ausgebauten Plätze: Die Steine sind exakt behauen und so genau gefugt, daß es Mühe macht oder gar unmöglich ist, ein Messer in die Fugen zu schieben. Ohne Frage hat der König, wo er baute, auf die erfahrenen Steinmetzen und Fachhandwerker Hiram zurückgegriffen.

Einer wird uns beim Ausführen der künstlerischen Arbeiten am Tempel namentlich genannt. Er heißt – wie sein phönizischer König – Hiram.

König Salomo ließ Hiram aus Tyrus kommen. Dieser war der Sohn einer Witwe aus dem Stamm Naftali. Sein Vater war ein Bronzeschmied aus Tyrus. Er war mit Weisheit, Verstand und Geschick begabt, um jede Bronze-Arbeit auszuführen. Er kam zum König Salomo und führte alle Arbeiten für ihn aus.

Er formte die zwei bronzenen Säulen. Achtzehn Ellen betrug die Höhe der einen Säule, und ein Band von zwölf Ellen umspannte sie. Ihre Wandstärke betrug vier Finger; innen war sie hohl. Ebenso war die zweite Säule. Dazu machte er zwei Kapitelle, um sie oben auf die Säulen zu setzen.

Dann machte er das „Meer“. Es wurde aus Bronze gegossen und maß zehn Ellen von einem Rand zum andern; es war völlig rund und fünf Ellen hoch. Eine Schnur von dreißig Ellen konnte es rings umspannen. Er machte die zehn fahrbahren Gestelle aus Bronze. Jedes war vier Ellen lang, vier Ellen breit und drei Ellen hoch.

Jedes Gestell hatte vier bronzene Räder und bronzene Achsen. An den vier Füßen waren Ansätze, die unterhalb des Kessels angegossen waren.

(1. Kön. 7, 13ff)

Diese Fachleute aus Phönizien werden auch die sachgerechte Verlegung der Innentäfelung ebenso wie die Goldblecharbeiten vorgenommen haben. Wer hier nach Einzelheiten sucht, findet die ausführliche Beschreibung in 2. Chr. 2–4.

Salomo hat den Tempelbau mit aller Energie vorangebracht. Das hatte guten Grund. Ihn trieb nicht nur frommer Eifer, sondern auch politische Klugheit. Der Ort, auf dem der Tempel erbaut wurde, war königliches Privateigentum. David hatte den Platz, der eine Tenne gewesen war, von dem Jebusiter Arauna gekauft. Nun erhebt sich hier dank Salomos Initiative der Tempel, ein Staatsheiligtum, an dem Priester tätig sind, die im Dienst des Königs stehen. David hatte die Bundeslade nach Jerusalem gebracht, das religiöse Wahrzeichen aus der Wanderzeit.

Es war früher zu Schilo stationiert und offenbar bevorzugtes Heiligtum der Nordstämme gewesen. David hatte die Lade provisorisch unter einem Zelt aufgestellt. Salomo gibt ihr das repräsentative Bauwerk, das zum Nationalheiligtum für alle Stämme werden soll. Werden soll! Doch noch ist es nicht so weit. Noch wird überall im Lande auf den Höhen geopfert. Noch stehen in den Häusern die „Theraphim“ genannten Göt-

zenbilder. Gerade Funde in Hazor brachten – wie an vielen anderen Orten – Beweise dafür ans Licht.

Es ist noch ein weiter Weg, den Propheten, Gottesmänner und die Stillen im Lande werden gehen müssen; doch ein entscheidender Schritt hin zum Monotheismus, zur Alleinherrschaft Jahwes in Israel, ist der Bau dieses Tempels in Jerusalem.



Salbhorn

Auch das war Salomo

Gott wohnt im Dunkel

Zartes Rot spielt um den Gipfel des Ölbergs, ein erstes Ahnen des Tages. Noch liegt das Kidrontal im Dunkel, doch die Terrassen am Osthang der Davidsstadt schimmern in fahlem Grau. Die Mauern und Zinnen auf dem Millo heben sich im Zwielflicht scharf gegen den schwarzen Hintergrund des Stadttals ab. Nur hier oben auf der Höhe des Tempels wird es heller.

Eine Bewegung? Dort, wo der Stufenweg vom Millo heraufführt? Drei Gestalten steigen herauf, kommen näher, gemessenen Schrittes, verhalten in den Bewegungen. Jetzt erreichen sie das Tor an der Südseite des Tempelplatzes, halten, wenden die Gesichter nach Osten. Sie stehen schweigend, sehen, wie die Morgenröte mit zitternden Fingern über den Ölberg tastet und nach den zarten Federwölkchen greift.

„Der Herr hat die Sonne an den Himmel gestellt; er hat aber gesagt, er selber wolle im Dunkel wohnen.“

Der in der Mitte hat es gesagt, verhalten, mit schwebender Stimme. Der zur Rechten wendet sich ihm zu: „Mein König, gestern hast du mit diesen Worten das Heiligtum Jahwe übergeben.“ Er zögert, setzt dann entschlossen hinzu: „Es war wohl nicht Zufall, daß du gerade diese Worte wähltest?“

Der in der Mitte regt sich nicht. Er blickt in die wachsende Helle im Osten. Ein unhörbares Lachen läßt seine Schultern zucken. „Ben Natan!“ Leise kommen die Worte, so, wie man zu einem Vertrauten spricht. „Ben Natan, ich habe dich zum Freund des Königs ernannt, und ich wußte, warum ich gerade dich zu meinem Freund erwählte.“ Lauter dann, lebhaft, als wenn er Widerspruch erwarte: „Nicht, weil ich deinem Vater

Dank schuldete!“ Er wendet sich um und sieht Ben Natan in die Augen. „Entscheidend ist, daß ich dein Herz sah.“ Er legt Ben Natan die Hand auf die Schulter. „Ein König ist einsam; so einsam wie wohl sonst kein Sterblicher. Und ist doch auch nur ein Mensch. Ein Mensch, der einen anderen Menschen braucht!“ Er reißt sich herum, winkt den anderen, ihm zu folgen, und schreitet über den weiten Platz auf den Tempel zu.

„Da bist du, Zadok. Du bist mir treu ergeben, doch du bist Priester. Und das richtet zwischen uns eine Schranke auf. Du wirst mir stets ein Gegenüber sein, einer, der im Namen Jahwes spricht.“ Er senkt die Stimme. „Einer, der mir darum wohl auch hart widersprechen muß. Wenn es - not tut.“

Er winkt mit dem Kopf zur anderen Seite. „Ben Natan aber ist ‚der Freund des Königs‘. Ich weiß nicht, wie ich es erklären soll, vielleicht so: Ein König muß einen Vertrauten haben; einen Menschen, der ihm wie ein Du ist, der ihm antwortet, zustimmt oder widerspricht.“

Sie sind dicht vor dem mächtigen Würfel des Brandopferaltars angelangt, als Zadok antwortet: „Ich habe den König wohl verstanden. Wenn ich, ein Priester Jahwes, zu dem König spreche, dann redet Jahwe zu dem König. Wenn Sabud Ben Natan zu dir spricht, dann redest du selbst zu dir, mit der Stimme und mit den Gedanken deines Freundes.“ Hat Salomo überhaupt noch hingehört? Feierlichen Schrittes ist er in die Vorhalle des Heiligtums getreten, nur einen kurzen Blick zuvor nach links und rechts, zu den Säulen Boas und Jachin. Jetzt steht er vor der hohen Doppelflügeltür. Unaufgefordert schieben Zadok und

Sabud einen Halbeflügel auf. Sie müssen alle Kraft aufwenden.

Ein erster Strahl der aufgehenden Sonne schießt über den Kamm des Ölbergs. Er trifft den langsam aufschwingenden Türflügel und spiegelt sich hundertfach im Goldblech, den Cheruben, Palmen und Blumen. Von der Sonne geblendet, hat Salomo die Augen geschlossen. Unwillkürlich tastet seine Hand über die ins Gold gehämmerten Figuren. Ein Granatapfel hier und daneben ein geflügeltes Tierwesen. Der König blinzelt, als er sich unwillig erinnert, wie die Altfrommen widersprachen, als sie die zierliche Arbeit entdeckten. Aber er, der König, hatte die sidonischen Künstler verteidigt: Nein, keine heidnischen Götter seien diese Fabelwesen, sondern dienende Geister Jahwes.

Er tritt ein, zieht tief die Luft ein. Es duftet: nach dem Zypressenholz der Tür. Und jetzt, unverkennbar, der Duft der Zedern. Der Lichtstrahl der aufgehenden Sonne schneidet ein hohes, liches Rechteck aus dem Dämmer. Und mitten in diesem hellen Ausschnitt steht ein dunkler Schatten, eine Menschengestalt mit ausgebreiteten Armen. Ein paar Herzschläge dauert es, ehe der König begreift: Das bin ich! Mein Schatten ist es! Ich bin es, der hier einsam steht und – betet, allein, ein Mann allein vor seinem Gott. Kein Priester mehr, um zu künden, was Gott will. Kein Freund mehr, um Zwiesprache zu halten mit sich selbst. Hier ist Er, Jahwe, der im Dunkel wohnt. Wie im Traum tritt Salomo vor, öffnet mit zitternden Händen die Tür zum Allerheiligsten. Die Sonne greift hinein, es blitzt auf Gold und Elfenbein. Zierliches Schnitzwerk und sauber getriebene Goldarbeit.

„Jahwe, ich habe dir einen Tempel erbaut, der sich mit denen aller anderen Götter messen kann. Ich weiß, es ist kein Gott außer dir. Du bist der Heilige, der Eine, der Herr. Du allein und keiner sonst. Dir habe ich dieses Haus errichtet, damit dein Volk dich nahe weiß. Diese Cheruben da? Die Gojim beten sie als Götter an, als Götter, die im Sturm der Wolken daherfahren. Du hast die Sonne an den Himmel gesetzt, den Mond und die Sterne dazu. Du setztest deinen Bogen zwischen die Wolken und gabst die Verheißung: Es soll nicht aufhören Tag und Nacht, Sommer und Winter, Frost und Hitze. Du machst Cheruben zu deinen Boten und die Götter der Heiden zu deinen Dienern.“

Salomo spürt nicht, wie seine Arme müde werden, wie die Hände zittern. Er fühlt nur, daß Jahwe nahe ist und hört:

„Jahwe, mein Herr und mein Gott! Du siehst in mein Herz und prüfst meine Nieren. Du allein weißt, wie viel von mir selbst in diesem Hause steckt: von meiner Eigenliebe und meinem Suchen nach Ehre; von meinem Streben nach Glanz und meinem Willen, Großes zu vollbringen. Ja, Herr, du weißt es, und ich, ich weiß es auch. Herr, sieh es nicht an, vergiß, daß ich ein schwacher Mensch bin, der sich selber über alles liebt. Vergib es, weil du der Starke bist, der vergeben kann.“

Die Hände, doch herabgesunken, tasten am Saum des Gewandes. Und ohne daß es ihm bewußt wird, sinkt er in die Knie.

„Jahwe, du Gott Abrahams und Jakobs, du Gott meines Vaters David. Deine Gnade ist groß gewesen über uns. Du gabst meinem Vater Kraft und Mut, du gabst ihm treue Freunde und am



Ende das Reich. Du hast mich zum König deines Volkes gemacht. Jahwe, hörst du? Hörst du, wie meine Zähne knirschen über meiner Schuld? Daß ich deinem Willen nachhalf, daß ich meinte, nicht alles dir überlassen zu können; daß Natan und meine Mutter – Jahwe, du weißt, du weißt! Ja, ich habe an deiner Gnade gezweifelt und deiner Zusage nicht genug geglaubt. Und bin daher nicht wert, dein Volk zu führen. Ich kann nur bitten: Herr, vergib!“

Wie dämmerig es geworden ist. Die Sonne ist höher gestiegen. Ihr Licht fällt jetzt schräg auf den Boden des Heiligen, bricht sich im Goldblech und zeichnet wirre Muster an die Wand, wie Buchstaben einer fremden Schrift, die niemand deuten kann. Wo mögen Zadok und Sabud geblieben sein? Dort rechts, bei dem Leuchter! Sie stehen schweigend und blicken auf die Tür des Allerheiligsten. Der König ist zu seinen Getreuen getreten. Er faßt sie, jeden bei einer Hand. Sie folgen ihm und stehen bei ihm vor dem Allerhei-

ligsten. Im gebrochenen Licht der Sonne, deren Strahlen jetzt durch die Fenster in der Höhe dringen, liegt die Heilige Halle. Doch der Widerschein des Lichts auf Gold und Elfenbein genügt, das Allerheiligste zu ahnen: Ganz nah die Enden der Tragstangen, dahinter die Lade des Bundes und darüber die beiden Cheruben mit segnend sich neigenden Flügeln.

„Vor Jahwe, der im Wolkendunkel wohnt, danke ich euch und allen Getreuen. Ihr habt mir geholfen, dieses Haus dem Herrn zu bauen. Ihr führtet die Lade herauf aus der Stadt meines Vaters David und gabt ihr hier eine neue Heimstatt.“ Er läßt die Hände der Freunde fahren und hebt die seinigen zum Gebet.

„Der Herr hat die Sonne an den Himmel gesetzt. Er selbst wollte im Dunkel wohnen.

Gebaut, ja gebaut habe ich ein Haus der Herrschaft für dich, eine Stätte für dein Wohnen auf immer.“

(Nach 1. Kön. 8, 12–13)

Gebaut für den Herrn und für den König

Man tut gut, den Tempelbezirk erst gegen Abend zu besuchen. Die Touristen haben sich um diese Zeit verlaufen. Die Hitze hat sich in die Steine verkrochen, vom Kidrontal her weht ein angenehmer Wind. Die Schatten sind länger geworden und lassen die Konturen am Kidronhang deutlicher hervortreten. Das Gelände wird

plastisch; mit ein wenig Phantasie ist man sogar in der Lage, uralte, längst verwehte Spuren wieder zu erahnen.

Den Felsendom haben wir schon kennengelernt, auch die Aksamoschee und den zierlichen Kettendom. Wir waren auch schon in den sogenannten „Ställen Salomos“, die unter dem wei-

ten Tempelplatz liegen. Sie stammen nicht aus der Zeit Salomos, sondern sind die Stützkonstruktionen, mit denen Herodes den Platz auf fast gleiche Höhe mit der Tenne Araunas bringen ließ.

Salomo? Ist überhaupt etwas von seinen Bauten geblieben? Nichts! So stellten wir bereits fest. Doch wir konnten wenigstens den vermutlichen Standort des Heiligtums festlegen: dort unter der Kuppel des Felsendoms oder zumindest doch in seiner Nähe.

Wie aber ist es um die anderen Bauten bestellt, von denen uns die Bibel berichtet? Eine schmale und ziemlich steile Stufentreppe führt nahe der Südostecke des weiten Tempelplatzes hinauf zur Mauer. Durch die Scharten der von den Sarazenen errichteten Mauerzinnen bietet sich ein überwältigender Blick hinab ins Kidrontal und hinüber zum Ölberg. Hundert Schritte weiter auf dem schmalen Mauersteig, und wir erreichen die Ecke. Ein kurzer Blick, fast senkrecht hinab in die Tiefe: „Da führte der Teufel Jesus auf die Zinne des Tempels. Und sprach: Bist du Gottes Sohn, so wirf dich hinab!“ Ist dieser Ort gemeint, von dem die Versuchungsgeschichte spricht?

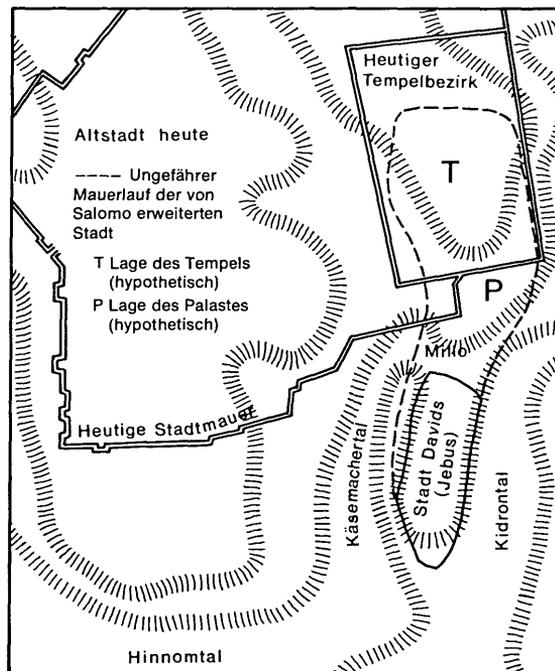
Ein paar Schritte noch nach Westen auf der Mauerkrone entlang: Unter uns die Grabungen an der Südfront der Tempelmauer und weiter hinten die Felsnase, auf der die Stadt Davids einst lag. Auf diesem Gelände, auf dem der Schutt der Jahrtausende zehn Meter hoch und mehr lagert, müssen wir Salomos Profanbauten suchen. Als hervorragendes Bauwerk wird das Libanonwaldhaus beschrieben.

An seinem Palast baute Salomo dreizehn Jahre, bis er ihn ganz vollendet hatte.

Er baute das Libanonwaldhaus, hundert Ellen lang, fünfzig Ellen breit und dreißig Ellen hoch, mit drei Reihen von Zedernsäulen und mit Zedernbalken über den Säulen. Eine Decke aus Zedernholz war über den Kammern, die über den Säulen lagen; es waren fünfundvierzig Säulen, fünfzehn in jeder Reihe. In drei Reihen waren Fenster so angebracht, daß dreimal eine Fensterreihe einer anderen gegenüberstand. Alle Türen und Fenster waren viereckig gerahmt. Dreimal stand eine Fensterreihe der anderen gegenüber.

(1. Kön. 7, 1–5)

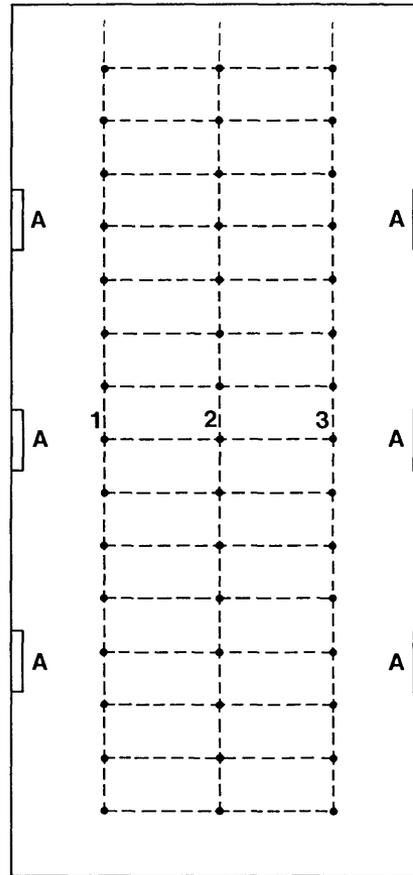
Auch hier ist die Bedeutung einzelner Fachausdrücke nicht ganz klar. Dennoch, der Gesamt-



eindruck bleibt: ein großartiger Repräsentationsraum! Rund 50 m lang und 25 m breit, bei einer Höhe von gut 15 m. Ganz gleich, von welcher Seite man diesen riesigen Saal betrat, die 45 Zedernsäulen gaben das Gefühl, in das Dämmerlicht eines Waldes mächtiger Bäume eingetreten zu sein. Ein Libanonwald im wahrsten Sinne!

Offenbar auf dem Dach „über den Säulen“ befanden sich „Gemächer“. Ich möchte sie mir nach Art eines überdimensionalen Penthouses vorstellen. Über die Treppe, die zu ihnen führte, wird nichts gesagt, auch nicht über die Türen. Man kann nur vermuten, daß die Treppe auf der Außenseite hinaufführte und die Kammern nicht die ganze Fläche des Daches einnahmen. So wäre es möglich gewesen, jeden Raum von der Dachplattform aus zu betreten. Dieses Modell würde auch am ehesten der Angabe des Textes entsprechen, daß die Gemächer sich oben „über den Säulen“ befanden. Leider hören wir nichts über den Zweck dieser Räume. Dienten sie als Waffenarsenal? Oder zur Unterkunft der Leibgarde des Königs? Wir wissen es nicht.

Mit diesem Libanonwaldhaus verfügte Salomo über einen Saal für hochhoffizielle Empfänge. Da der Raum eine Fläche von 1250 Quadratmetern besaß, konnte er etwa zweitausend Besucher aufnehmen. Verständlich, daß sechs Türen für einen reibungslosen Ablauf solcher Empfänge zu sorgen hatten. Ich nehme an, daß die sechs Fenster – ebenso wie die Türen – zu je drei auf jeder Langseite angeordnet waren. Das gäbe die günstigsten Lichteffekte.

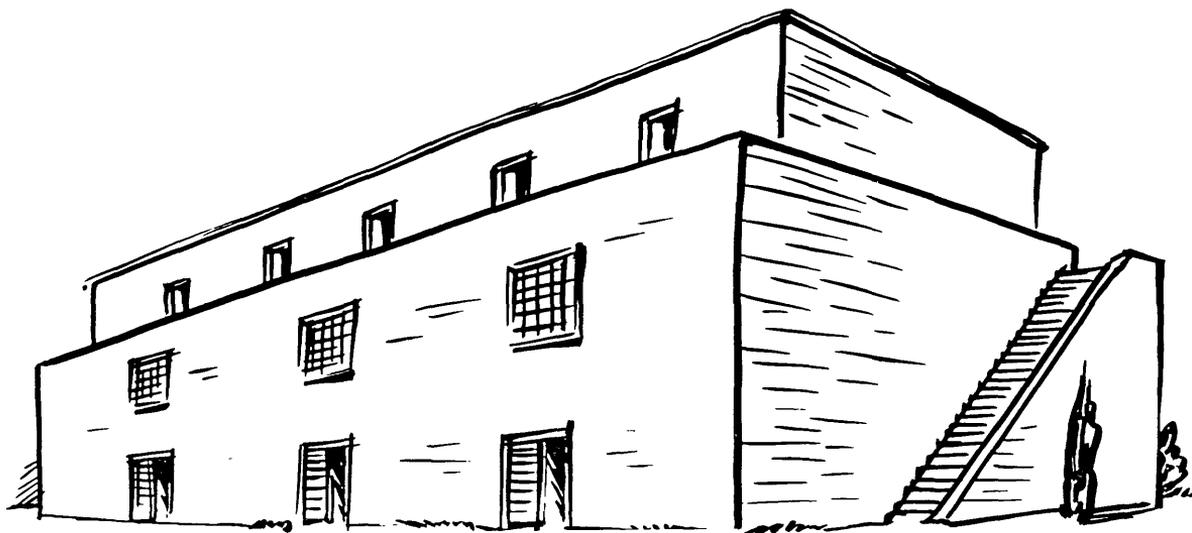


Das Libanonwaldhaus

(A): Türen, über diesen vermutlich auch die Fenster.

(1) (2) (3): die drei Reihen der Säulen.

Gestrichnet sind die dreißig (?) Kammern des Obergeschosses gezeichnet.



Eine der Möglichkeiten, wie das Libanonwaldhaus ausgesehen haben mag.

Im Erdgeschoß bieten die je drei Türen auf den beiden Längsseiten mit den über ihnen liegenden Fenstern eine architektonisch gute Lösung der Zugangs- und Beleuchtungsmöglichkeit.

Im Obergeschoß liegen dreißig Kammern, je fünfzehn auf jeder Seite. Günstige Zugangsmöglichkeit wäre gegeben, wenn immer die mittlere von drei Kammern eine Außentür hätte.

Salomo baute die Säulenhalle, fünfzig Ellen lang und dreißig Ellen breit, davor eine Halle mit Säulen und einem Vordach. Er schuf die Thronhalle, das ist die Gerichtshalle, um darin Recht zu sprechen. Sie war vom Fußboden bis zum Gebälk mit Zedernholz ausgetäfelt.

Sein eigenes Wohnhaus stand im anderen Hof, von der Halle aus nach innen zu. Es hatte die gleiche Bauart. Auch baute Salomo für die Tochter des Pharaos, die er geheiratet hatte, ein Haus, das dieser Halle glich.

(1. Kön. 7, 6–8)

Auch hier ist manches unklar: die genaue Lage der einzelnen Gebäude zueinander, ihre Maße – von der Säulenhalle abgesehen – und ihre Einrichtung. Vermutlich sind ganze Stücke des alten Berichtes verlorengegangen. Vielleicht hat der biblische Berichterstatter sie auch absichtlich fortgelassen, da er sich für diese Profanbauten nicht interessierte. Nur über den Prachtbau, der für die Pharaonin errichtet wurde, ist eine kurze Notiz erhalten. Doch über das Material werden uns ausführliche Angaben gemacht.

Alle diese Bauten waren vom Grund bis zu den Gesimsen aus wertvollen Steinen ausgeführt, die in der Größe von Quadern an der Innen- wie Außenseite mit der Säge zugeschnitten waren. . . Die Fundamente bestanden aus wertvollen, mächtigen Steinblöcken, aus Steinen von zehn und Steinen von acht Ellen. Darüber lagen wertvolle Steine in der Größe von Quadern sowie Zedernbalken. Der große Hof war rings von einer Mauer aus drei Lagen Quadern und einer Lage Zedernbalken umgeben; ebenso der innere Hof um das Haus des Herrn und der Hof um die Palasthalle.

(1. Kön. 7, 9–12)

Es ist immerhin möglich, daß einige dieser exakt behauenen Steine in der Tempelmauer des Herodes wieder verwendet wurden. Solche Steine zerschlägt man nicht, dazu sind sie zu wertvoll. Wenn irgend möglich, wird man sie abermals zum Bauen genutzt haben. Diese gesamte Palastanlage schloß sich südlich an den Tempelbezirk an. Man konnte sie überblicken, wenn man auf der Südmauer des Tempelplatzes stand. Und heute? Nichts!

Wenn Bauen schwierig wird

Als Bauholz ungeeignet

„Morgen besuchen wir die Zedern des Libanon!“ Meine Ankündigung weckt die begeisterte Zustimmung der Studenten, die mit mir in Kirbet Kanafar ein ökumenisches Aufbaulager durchführen. Vier Wochen schon haben wir oben am Berge, in gut 1300 m über dem Meeresspiegel, Gestrüpp gerodet, Steine zu Trockenmauern aufgesetzt und Terrassen angelegt. Früh um 5 Uhr geht es hinauf, um die Morgenkühle zu nutzen, gegen 11 Uhr wird es so heiß, daß wir die Arbeit einstellen müssen. Nachmittags dann, sobald die Schatten länger werden, arbeiten wir auf dem Gelände der Ludwig-Schneller-Schule, ziehen Gräben für die Kanalisation oder legen bei der Sportplatzanlage letzte Hand an.

Morgen also soll es hinaufgehen in den Libanon. Ahmed, einer der einheimischen Lehrer, wird uns führen. Um 3 Uhr wecken! Um 4 Uhr stehen wir zur Tat bereit vor dem Tor; es kann losgehen. Stetig geht es bergan, westwärts ins Gebirge. Längst liegt unser Arbeitsplatz mit den halb fertigen Weinbergterrassen hinter uns. Im Dunkel geht es eine Schlucht hinauf, hinter Ahmed her, der als schwarzer Schatten sich über uns gegen den Sternenhimmel abzeichnet. Der Grat ist erreicht, Ahmed ordnet eine Pause an. Genau im rechten Augenblick haben wir den Kamm erstiegen. Die ersten goldenen Sonnenpfeile schießen hinter dem Antilibanon hervor, wischen die Sterne weg. Silbriges Zittern spielt um den Hermon, und nun – ganz plötzlich – steigt der obere Rand der Sonne über den Kamm der Berge. Ein überwältigendes Bild: Rotgold glühend die Sonne, zu ihren Füßen als violetter Schatten der Antilibanon. Davor klei-

ne, zarte Wolken über dem Tal der Bik'a, die noch im Dunkel liegt. Und wir hier! Einer zitiert halblaut den 104. Psalm:

Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich;
du bist schön und prächtig geschmückt.
Licht ist dein Kleid, das du anhast.

Du breitest den Himmel aus wie einen Teppich;
du baust deine Gemächer über den Wassern.
Du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen
und kommst auf den Flügeln des Windes...

Die Sonne steht schon eine Handbreit über den Bergen, als wir uns endlich losreißen. Ahmed treibt uns an: „Bitte beeilen! Wir haben noch eine Stunde.“ Es geht noch immer aufwärts, doch wir haben keine Schwierigkeiten, da der Kamm des Gebirges gut zu begehen ist. Langsam wird es heiß. Ein Glück, daß wir so früh aufgebrochen sind.

Plötzlich schwenkt Ahmed vom Kamm ab nach Westen. Fast im gleichen Augenblick zerreißen die Nebel, die dort hingen, und geben den Blick ins Vorland frei. Berge, Welle hinter Welle, und die nächste immer ein wenig niedriger. Dahinter das dunkelgrüne Band der fruchtbaren Küste und ganz weit in der Ferne das Meer. Verwirrendes Bild: Das Meer dort scheint über die Wolken emporzusteigen. Verwirrend und doch verständlich. Befinden wir uns doch auf annähernd 2500 Metern Höhe, also hoch über den Wolken dort im Westen. Darum trifft unser Blick über die Wolken hin das Meer. Jetzt geht es in eine Schlucht, um eine Bergecke, und – „Da sind sie!“ Ja, da sind sie, die Zedern des Libanon. Das heißt, eines der drei noch vorhandenen Reservate.



Wir sitzen im Schatten eines breitstäigen Baumes; die letzten Wolken dort am Hang haben sich aufgelöst. Zu unseren Füßen Jungbäume. Sie sind gerade gewachsen und haben gute Jahrestriebe. Ahmed erklärt: „Seit die Ziegenhaltung zugunsten der Plantagenwirtschaft zurückgegangen ist, scheint sich das Land zu erholen.“

Überall, wo genügend Feuchtigkeit ist, kommt jetzt Wald hoch.“

Er zeigt auf eine Ortschaft, die sich tief unter uns an die Hänge lehnt: „Barouk!“ Rainer betrachtet kopfschüttelnd die Zedern. „Diese Bäume sind ja sehr stattlich, aber als Bauholz doch denkbar ungeeignet.“ Er hat recht, diese Ze-

dern erinnern im Wuchs an Eichen, wie man sie in Holstein trifft; hart, derb im Geäst, wuchtig im Bau, aber knorrig verwachsen. Ich muß zugeben: „Schlecht vorzustellen, wie man aus diesen Stämmen Säulen für das Libanonwaldhaus herstellen sollte.“ Und Martin, gelernter Bau-schreiner, stellt fest: „Nein, aus diesen krummen und astreichen Stämmen kann man nicht einmal anständige Bretter schneiden.“ Wir finden keine Lösung, doch ich nehme mir vor, der Sache bei passender Gelegenheit nachzugehen. War ich eingenickt? Ahmed rüttelt mich an der Schulter: „Zeit für den Aufbruch!“ Ich blinzele in die Helle. Ein Blick auf die Uhr, es ist drei. Milchiges Weiß schiebt sich vom Meer her an den Hängen hoch. Wolken! Wie Gespenster ragen die Zedern aus dem milchigen Dunst. Los also!

Als wir den Kamm erreichen, sind wir in der „Waschküche“. Keine fünf Meter Sicht! Doch Ahmed kennt sich aus, verpaßt auch nicht den Einstieg in die Schlucht, die uns hinunterführt ins Tal der Bik'a. Es ist Nacht, als wir Kirbet Kanafar erreichen.

Das war im Jahre 1957, als ich mit einer Gruppe von Studenten und Handwerkern dort im Libanon ein ökumenisches Aufbaulager durchführte. Damals kamen mir Zweifel, ob die Zeder als Baumaterial, wie es Salomo benötigte, geeignet sei. Jetzt, gut zwanzig Jahre später, ist die passende Gelegenheit da, der Sache nachzugehen. Die Klärung erwies sich indes als schwierig. Alle biblischen Exegeten stimmten in schöner Einmütigkeit überein, Salomo habe Zedern zum Bauen verwendet. Ob sie niemals die Zedern im

Libanon gesehen haben? Nur bei dem bekanntesten Alttestamentler Noth stieß ich auf die Frage, welche Baumart wohl mit dem, was Luther als ‚Zeder‘ übersetzt, gemeint sei.

Noth stellt fest, daß es tatsächlich schwer ist, Cedrus Libani Barrel, die Libanonzeder also, für ein geeignetes Material zu halten. Cedrus Libani komme weder für die ägyptischen Schiffe noch für Balken oder Säulen in Salomos Bauten in Frage. Das hebräische Wort ‚eres‘, das Luther mit Zeder übersetzt, müsse also einen anderen Baum meinen. Noth schlägt dafür die kilikische Tanne (abies Cilicia Kotschy) vor, die es nachweislich auch im Libanon gegeben habe.

Ich würde dieser Ansicht sogleich zustimmen, wenn mir nicht inzwischen Zweifel gekommen wären, ob man die heute noch vorhandenen alten Zedernbestände im Libanon für typisch im Wachstum ansehen darf. Mir ist aufgefallen, daß die Jungbäume, die dort nachwachsen, gerader im Wuchs sind als die Altbestände. Vielleicht sind die alten Überhälter schon als Jungbäume von den früher so häufigen Ziegen verbissen worden und darum so krumm gewachsen? Möglich auch, daß diese krüppeligen Bäume stehen blieben, eben weil sie als Bauholz ungeeignet waren? Alle gerade gewachsenen aber fielen der Axt zum Opfer?

Es ist schwer, diese Frage heute zu entscheiden. Aber man wird nach weiteren dreißig Jahren wissen, ob die natürlich gewachsene Zeder gerade Stämme liefert, wenn die Jungbäume nämlich ein entsprechendes Alter erreicht haben. Schieben wir also die Entscheidung bis dahin auf. Bäume werden eben älter als Menschen...

Bauen kostet Geld

Es war ein spannender Abend. Selbst der zurückhaltende Zuhörer kann sich kaum heraushalten, wenn die Israelis über das Bauen diskutieren. Nicht über Bauen schlechthin, sondern über Bauen mit politischem Hintergrund. Dann gehen die Wogen hoch, dann werden Emotionen entfesselt, dann prallen die Ansichten hart aufeinander.

„Salomo besaß schon den gleichen Wagemut, den unsere unternehmenden Neusiedler heute beweisen. Seht euch doch an, wie die Siedlungen aus dem steinigen Boden schießen!“ Moshe Geva hob die Schulter und fuhr fort: „Natürlich kann man sagen: Auf bloßen Verdacht gebaut! Auf vage Hoffnung! Mit gehöriger Frechheit! – Das kann man sagen. Und trotzdem: Nur so kann man Zukunft gestalten, Tatsachen schaffen, das Schicksal zwingen!“

Ich weiß nicht mehr, wer an jenem Abend das letzte Wort behielt. Mir blieb nur das Stichwort „Salomo“ in Erinnerung. Salomo baute auch, aufwendig, großartig. In Jerusalem und Megiddo, in Hazor, Geser, Bet Horon, Baala und Tamar (1. Kön. 9, 17). Er baute Kornspeicher und Garnisonen für seine Kampfswagen (9, 19), den Hafen Ezjon Geber und eine Kauffahrteiflotte (9, 26). Jeder, der einmal gebaut hat, weiß, daß es mit dem Bauen allein nicht getan ist. Die sogenannten Folgekosten sind oft hoch und bleiben einem über Jahrzehnte treu. Das gilt besonders dann, wenn Dienstleistungen erforderlich werden.

Und eine große Zahl der salomonischen Bauten machten solche „Dienstleistungen“ als ständige Folgekosten erforderlich: Garnisonen und Wagenstädte sind nun einmal Unternehmen, die

Kapital verschlingen, um Sicherheit zu produzieren.

Das hört sich ausgesprochen modern an, ist aber eine alte Weisheit. Salomo hat sich die Sicherheit seines Reiches etwas kosten lassen. Doch der Erfolg, vierzig Jahre Frieden, gaben ihm recht, zumal in jenen unruhigen Zeiten. Salomo hat seinem Namen „Friedreich“ Ehre gemacht. Doch dieser Frieden kostete einen hohen Preis. Wenn man sich das alles vor Augen hält, kommt einem die Frage: Woher nahm Salomo das erforderliche Kapital? Wer mit Ausgaben solcher Höhe zu tun hat, wird gut tun, sich bei seinen Einnahmen nicht auf einen Einzelposten zu stützen. Je breiter die Basis der Einnahmen ist, desto sicherer wird das Unternehmen dastehen. Eine Methode – auch heute noch – ist die Schuldverschreibung. Salomo hat unseres Wissens nur ein einziges Mal davon Gebrauch gemacht.

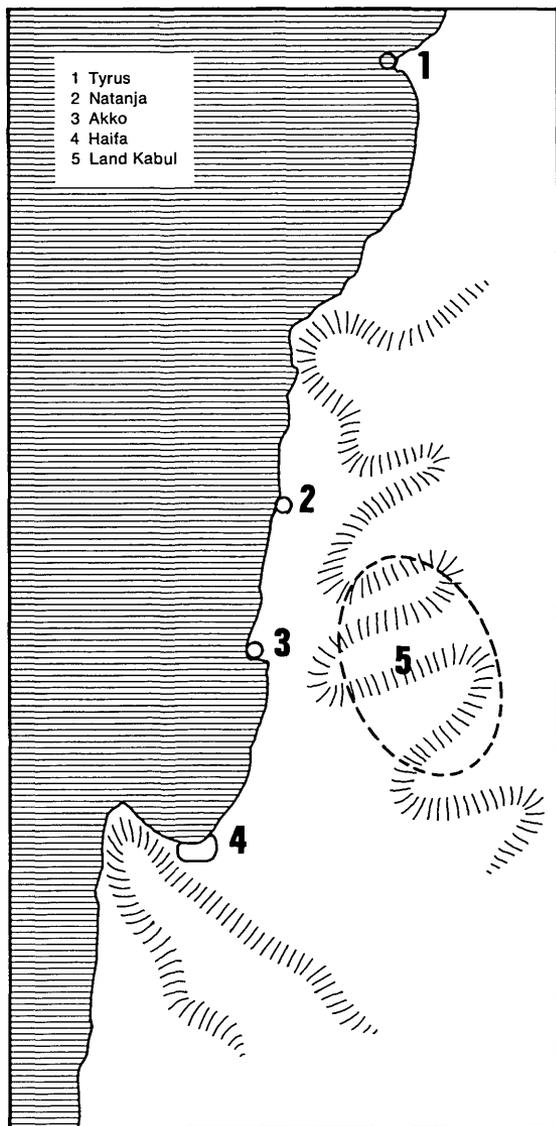
Zwanzig Jahre hatte Salomo an den beiden Häusern, dem Tempel des Herrn und dem königlichen Palast, gebaut. Der König Hiram von Tyrus hatte ihn dabei mit Zedern und Zypressenholz sowie mit Gold in der gewünschten Menge unterstützt. Damals trat König Salomo zwanzig Städte in der Landschaft Galiläa an Hiram ab.

(1. Kön. 9,10–11)

Zwanzig Städte verpfändet! Das hört sich gewaltig an. Doch es zeigt sich bald, daß Salomo wieder einmal klug spekuliert hat:

Als aber Hiram aus Tyrus herüberkam, um die Städte anzusehen, die Salomo ihm gegeben hatte, gefielen sie ihm nicht. Er meinte: Was sind das für Städte, die du mir gegeben hast, mein Bruder? – Man nennt sie Land Kabul bis zum heutigen Tag.

(1. Kön. 9,12–13)



Die „Masse“, die der Schuldner seinem hochgeborenen Gläubiger in Tyrus überlassen hat, erweist sich bei genauer Prüfung als wertlos. Das ist wahrlich eines Salomo würdig!

Die Qualität des Pfandobjektes ist also ausgesprochen schlecht. So schlecht, daß man den Ortsnamen, der genannt wird, als Wortspiel verwendet: Kabul, das kann doch hier nur heißen „qe bal“, wie ein Nichts! Interessant aber auch, daß nur der Name dieses einen Ortes genannt wird. Wir können Kabul mit einiger Sicherheit am Westrand des galiläischen Berglandes lokalisieren, etwa 15 km östlich von Akko. Bei den übrigen „Städten“ dürfte es sich um Gehöfte und Weiler im Gebiet des Fleckens Kabul gehandelt haben. Auch quantitativ hat also Hiram keinen guten Tausch gemacht. Es dürfte sich bei diesem „Objekt Kabul“ nicht um eigentlich israelischen Besitz gehandelt haben. Es können nur Orte mit kanaanäischer Bevölkerung gewesen sein. Über Israeliten hätte auch ein König Salomo nicht so selbstherrlich verfügen können.

Bleibt unter dem Strich: Kein schlechtes Geschäft für den weisen König. Und doch: Auch dieser Habenposten auf dem Konto bedeutete nur einen Tropfen auf einen heißen Stein. Die Sollseite wies andere, weit größere Einzelposten auf.

Löhne machen nicht erst in unseren Tagen einen hohen Kostenanteil aus. Auch Salomo hätte sich schwer getan, wenn er die Arbeiter, die er benötigte, leistungsgerecht hätte entlohnen müssen. Nun, damals gab es keine Gewerkschaften, die ihm hätten mit Mindestforderungen kommen können. Statt dessen gab es eine Einrichtung,

mit deren Hilfe schon die Pharaonen ihre Pyramiden gebaut hatten: die Sklaverei.

So verhielt es sich mit dem Frondienst: König Salomo hatte Fronarbeiter ausgehoben zum Bau des Tempels, seines Palastes, des Millo und der Mauern von Jerusalem, Hazor, Megiddo und Geser. Ferner baute er das untere Bet-Horon aus sowie Baala und Tamar in der Steppe im Land (Juda), dazu alle Vorratsstädte, die ihm gehörten, die Städte für die Wagen und ihre Mannschaft und was er sonst in Jerusalem, auf dem Libanon und im ganzen Bereich seiner Herrschaft zu bauen wünschte. Die Reste der Amoriter, Hetiter, Perisiter, Hiwiter und Jebusiter, die nicht zu den Israeliten gehörten und von denen noch Nachkommen im Land lebten – die Israeliten hatten sie nicht ausrotten können –, hob Salomo als Fronarbeiter aus, und sie blieben es bis zum heutigen Tag.
(1. Kön. 9, 15 ff)

Ein uraltes Kriegsrecht: Der Besiegte wird zum Sklaven. Sofern man ihm überhaupt das Leben läßt! In der Zeit der Richter, auch unter Saul und David haben die Überlebenden der alteingesessenen Bevölkerung ein stilles, bedeutungsloses Leben führen dürfen. Den israelitischen Bauern genügte es, wenn die Unterworfenen bei ihnen als Knechte und Mägde dienten. Man behandelte sie nicht schlecht, auch wenn sie nicht volle Rechte besaßen. Niemals hat der Leibeigene in Israel seine Würde als Mensch verloren. Auch der Sklave genoß genau umrissene Menschenrechte. Sie waren unter anderem im 21. Kapitel des 2. Mosebuches niedergelegt. Es hat über Jahrhunderte nachgewirkt, daß Israel

selbst hatte Sklavendienste leisten müssen im „Knechtshaus“ Ägypten. Und diese Erinnerung, selbst einmal Sklave gewesen zu sein, ließ Israel im Leibeigenen den Menschen sehen.

Mit Salomo bricht eine neue Zeit an. Im Zeitalter der Richter waren nomadisierende Wanderhirten zu seßhaften Bauern geworden. Mit Salomo beginnt die Verstädterung Israels. Jetzt werden diese Bauern – wenigstens zu einem großen Teil – zu Bürgern, Beamten, Berufssoldaten. Damit vergrößert sich der soziale Abstand zu den leibeigenen Nachkommen der Ureinwohner. Sie werden aus den persönlichen Bindungen gelöst, verschmelzen zu einer anonymen Masse von Fronarbeitern. Doch selbst unter diesen veränderten Verhältnissen sanken sie nicht in die harte Form der Sklaverei; auch jetzt blieb die Grenze zwischen Freien und Hörigen durchlässig. Die Leibeigene konnte vollgültige Ehefrau eines Freien, der Sklave Mitglied der Kultgemeinde Jahwes werden. Doch der König hatte mit der Aushebung der Unfreien zur Fronarbeit billige Arbeitskräfte gewonnen. Es waren nur die Mittel für ihre Beköstigung und Unterbringung bereitzustellen. Und in diesen Dingen war man damals mehr als bescheiden. Trotzdem, die große Zahl allein schlug schwer zu Buche! Außerdem fehlten diese Arbeitskräfte in der landwirtschaftlichen und handwerklichen Produktion.

Der teure Frieden

Frieden durch Abschreckung

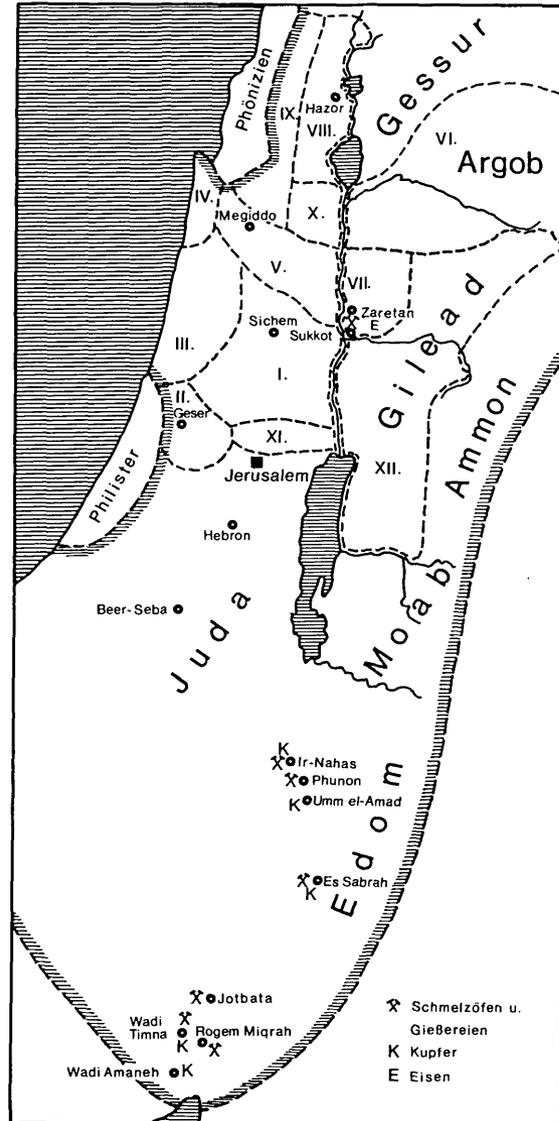
Von den Israeliten aber machte Salomo niemand zum Sklaven, sie waren seine Krieger und Beamten, seine Obersten und Hauptleute, die Befehlshaber über seine Wagen und deren Mannschaft. Die Leitung der Arbeiten Salomos oblag den fünfhundertfünfzig Werkführern unter dem Befehl der Statthalter. Sie hatten die Aufsicht über die Leute, die bei den Arbeiten beschäftigt waren.

(1. Kön. 9,22–23)

Die Fronarbeiter leisten produktive Arbeit. Sie bauen Städte, Garnisonen und Festungen. Eine breite Schicht der israelischen Bevölkerung aber vertut jetzt ihre Zeit als Aufseher, Verwaltungsbonzen und Wachhabende. Sie werden aus der Staatsschatulle besoldet und produzieren dafür Sicherheit.

Kein Luxus, den sich Salomo da leistete! Sein Vater David hatte ein Leben lang Krieg geführt. Er hatte mit dem Schwert das Reich geschaffen, das Salomo übernahm. Die weltgeschichtliche Stunde war Juda günstig gewesen, die Großmächte am Nil und Euphrat waren zu dieser Zeit machtlos. Doch wer konnte wissen, wie lange dies anhielt? Mit Ägypten hatte sich der weise König durch Heirat arrangiert. Mit Phönizien war man in Freundschaft verbündet. Doch da war Damaskus: Hier hatte sich Rezon zu König gemacht, ein tatkräftiger und ehrgeiziger Mann, gegen den man auf der Hut sein mußte. Und im Südosten hatte der edomitische Prinz Hadad einen Teil Edoms vom Reich losgerissen. Salomo zog seine Konsequenzen: Hazor als Trutzfeste gegen den Aramäerkönig in Damaskus, Tamar – südlich des Toten Meeres – als Bollwerk gegen den Edomiter.

Und schließlich eine völlige Umorganisation des Heeres: David hatte sich auf eine kleine Truppe



verlassen und von Fall zu Fall die Miliz, den sogenannten Heerbann, einberufen. Der mochte sich zwar recht stattlich darstellen, war aber doch nur ein schwerfälliger Organismus, benötigte Wochen zur Mobilisierung und blieb ein stumpfes Instrument für den Heerführer. Mit Kavallerie oder gar Panzerwagen hatte David überhaupt nichts anzufangen gewußt, sich ganz auf den erprobten Mut seiner alten Partisanen verlassen.

Das wurde jetzt anders. Salomo schuf ein stehendes Heer: 1400 Kampfwagen, 4000 Gespanne, 12 000 Mann als Garnison in den eigens erbauten „Wagen- und Reiterstädten“. Ein schlagkräftiges und zuverlässiges Instrument in der Hand des Königs. Ein scharfgeschliffenes Schwert, das jeden Gegner abschrecken sollte. Und das tatsächlich über vier lange Jahrzehnte diesen Zweck erfüllte!

Dies alles hört sich seltsam modern an: Frieden

durch Abschreckung! Ein absurder Gedanke, sollte man meinen, denn er verschlingt Geld, viel Geld. Wieviel nützlicher könnte man die Milliarden verwenden!

Gewiß hat auch Salomo darüber Klage geführt. Aber: Besser teurer Frieden als wohlfeiler Krieg!

Doch woher die Mittel für die Rüstung nehmen? Das Verpfänden ließ sich nur in engem Rahmen praktizieren. Das hatte Salomo rasch erkannt. Und darum sann er auf andere Möglichkeiten, zu Geld zu kommen.

Zunächst sah Salomo zu, daß er, wo es möglich war, Leistungen mit Naturalienlieferung ausglich. Das war etwa Hiram gegenüber möglich (1. Kön. 5,25): Weizen und Öl gegen Zedern und Zypressen. Umsonst freilich waren Weizen und Öl auch im eigenen Land nicht zu haben. Steuern lautet ein Zauberwort. In jener Zeit empfahl sich das Einfordern von Naturalien.

Eine königliche Versorgung

Salomo hatte zwölf Statthalter für ganz Israel, die den König und sein Haus versorgten.

(1. Kön. 4,7)

Es folgt hier eine lange Liste, in der die Verwaltungsbezirke und ihre Amtsleute aufgezählt werden. Interessant am Rande: Zwei dieser Vögte sind Schwiegersöhne des Königs. Er hat,

wie man sieht, für die Seinen zu sorgen gewußt. Betrachtet man die Aufteilung der Verwaltungsbezirke auf der Karte, so fällt sogleich auf, daß das Stammesgebiet Juda von ihr ausgenommen ist. Auch die von Davids Mannen eroberten Gebiete Edom, Moab und Ammon sind nicht Amtsleuten unterstellt. Sie sind damit,

wenn wir Vers 7 recht verstehen, davon befreit, den Hofstaat des Königs zu versorgen, eine Bevorzugung, die bei den anderen Stämmen nicht eitel Freude ausgelöst haben wird.

Der Berichterstatter sieht die Einteilung in diese zwölf Verwaltungsbezirke hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt der königlichen Versorgung. Ganz gewiß wird es eine, vielleicht sogar die hauptsächliche Aufgabe dieser Amtsleute gewesen sein, die Naturalien für Hofstaat und Wagenpark einzuziehen. Doch daneben haben diese Vögte gewiß auch als Statthalter des Königs amtiert. Insgesamt unterstanden sie einem Oberhofbeamten in Jerusalem (1. Kön. 4,5). Diesen Schlüsselposten hatte interessanterweise Asarja, ein Sohn Natans, inne. Da ein anderer Natansohn als „Freund des Königs“ bezeichnet wird, was offenbar eine besondere Vertrauensstellung bezeichnet, besitzt Natan weit-

reichende Möglichkeiten, seinen Einfluß geltend zu machen.

Wer „Steuern“ sagt, denkt im gleichen Augenblick an Zölle. Durch die Eroberungen Davids hatte das Reich eine handelspolitisch glänzende Position gewonnen. Die Festungen Geser und Megiddo hatten die große Handelsstraße, die Afrika mit Asien verbindet, unter Kontrolle. Die Eroberung von Edom und Moab hatte aber auch die uralte „Gewürzstraße“, die von Südarabien heraufzieht, in die Hand Israels gebracht. Wir werden noch sehen, welchen enormen Handelswert damals Weihrauch besaß. Ob dieser Artikel von Saba her nach Phönizien oder nach Ägypten transportiert werden sollte, er mußte durch israelisches Gebiet. Gerade an diesen Transitzöllen wird Salomo nicht schlecht verdient haben (1. Kön. 10,15).

Ein königlicher Unternehmer

Manufakturen bringen besonders dann Geld in die Staatskassen, wenn der Staat das Monopol hat. Es war Salomo leicht, sich auf vielen Gebieten diese Position zu sichern. Israel war bis dahin ein rein landwirtschaftlich orientiertes Land gewesen. Nur die Kanaaniterstädte verfügten über technisches und handwerkliches Know-how. Der König gründet daher mit Hilfe seines Freundes Hiram nicht nur handwerkliche Gil-

den, sondern auch Industrien, die er allein in der Hand hat und die konkurrenzlos sind.

Auf der Karte, die die Verwaltungsbezirke zeigt, sind auch Hüttenwerke und Gruben eingezeichnet. Sie liegen fast ausnahmslos auf „königlichem“ Gebiet, in der südlichen Araba. Nur zwei befinden sich auf altem israelischem Boden: Sukkot und Zaretan. An diesen beiden, im „Jordankreis“ gelegenen Orten entstand ein

Industriezentrum. 1. Kön. 7,40ff werden noch einmal die Kupfer- und Bronzegeräte aufgeführt, die Salomo für den Tempel gießen ließ. Und dann heißt es:

In der Jordanaue zwischen Sukkot und Zaretan ließ sie der König in Formen aus festem Lehm gießen. Und Salomo gab allen Geräten ihren Platz. Wegen ihrer überaus großen Menge war das Gewicht der Bronze nicht festzustellen.

(1. Kön. 7,46–47)

Diese Angabe „wegen der sehr großen Menge“ ist tatsächlich nicht übertrieben. Allein die beiden Säulen „Boas“ und „Jachin“: neun Meter hoch, etwa 1,90 Meter im Durchmesser, bei einer Wandstärke von vier Fingern, also etwa acht Zentimetern. Dazu kamen die Kapitelle mit ihren Verzierungen (1. Kön. 7,15–21) und reichem Beiwerk, dann das „Ehernen Meer“ mit einem Innendurchmesser von 5 Metern bei einer Höhe von 2,5 Metern und einer Wandstärke von einer Handbreit. In Vollplastik waren die Rinder ausgeführt, die das „Meer“ trugen, auch die zehn Kesselwagen auf fahrbaren Gestellen mitsamt den dazugehörigen Kesseln selbst (1. Kön. 7,23–39).

Man muß es sich vorzustellen versuchen und vergleichen mit bescheidenen Bronzegüssen, die wir selbst kennen! Man hat allein das Gewicht des „Ehernen Meeres“ auf rund 36 Tonnen errechnet!

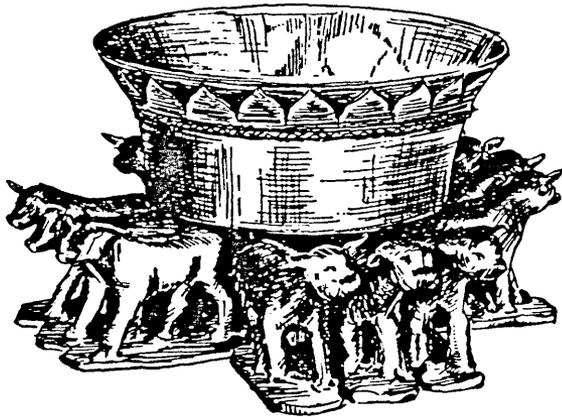
Alle diese Geräte entstanden im „Jordankreis“. „Adama“ dürfte wohl nicht, wie die Lutherübersetzung meint, ein Ortsname sein, sondern schlicht „Erde“ bedeuten. Ein Ort Adama ist uns in der Gegend von Sukkot und Zaretan nicht bekannt. „In der Erde“ aber ergibt einen

guten Sinn, wie bereits Schiller im Lied von der Glocke gedichtet hat: „Fest gemauert in der Erden, steht die Form, aus Lehm gebrannt“. Die Bronzegeräte wurden in einer Erdform gegossen. Geeignete Formsande, Ton und Lehm kommen dort vor. Außerdem sind die Berge Gilead nah, die noch heute dichten Wald tragen und damals Feuermaterial zur Genüge liefern konnten. Damit waren die Grundlagen für königliche Bronze gießereien gegeben.

Es ist nicht anzunehmen, daß diese Gießereien nach Fertigstellung der Tempelgeräte stillgelegt worden sind. Wenn man erst einmal solche Anlagen besitzt, Fachleute herangezogen und weitere Kräfte angelernt hat, dann wird man eine solche Manufaktur auch weiterhin nutzen. Salomo wird sehr bald erkannt haben, welchen Wert solche Gießereien darstellten.

Aber: Brennmaterial und Erz lagerten an weit auseinander gelegenen Plätzen: Erz im Süden, vor allem im Graben der Araba und ihren angrenzenden Bergschluchten. Dort aber gibt es keinen Wald, aus dem man Brennmaterial für die Verhüttung hätte gewinnen können. Wälder, die genügend Holz als Brennmaterial abgaben, fanden sich nur weit im Norden, im Gebirge Gilead. Sollte jetzt das Erz zum Brennmaterial transportiert werden oder umgekehrt? Diese Frage wurde entschieden durch die Kalkulation. Was war billiger?

In die Kalkulation hinein spielte noch ein weiterer Posten: Wie stand es mit dem Transport der Fertigware? Wo lag der Verwendungsort? Man bedenke: Da waren zwei Säulen von 9 Meter Länge und fast 2 Meter Stärke. Da waren riesige Kessel und Untergestelle, sperriges „Ranken-



werk“ und ähnliches Zubehör. Da war ein „Ehernes Meer“, das – wie wir schon hörten –

an 36 Tonnen wog. Das kultische Zubehör war sicher in Einzelteile zerlegbar. Die Säulen und das „Meer“ aber waren, vom Material her, aus einem Stück – sogar heute müßte ein Spezialunternehmen her; und dies alles sollte nach Jerusalem.

Wir sehen, vor welchen Schwierigkeiten die Techniker Salomos standen. Solche Fracht aus der Gegend von Elat herauf nach Jerusalem schaffen? Der Weg von Sukkot und Zaretan nach Jerusalem beträgt aber nur ein Fünftel der Strecke von Elat nach Jerusalem. Darum, meine ich, erfolgte der Guß wohl in dem näher gelegenen „Jordankreis“. Über den Ort, an dem das Erz verhüttet wurde, ist damit nichts entschieden.

Was die Bibel nicht berichtet

Kupferminen Salomos?

Sie erinnern sich: Elat, Camping Sea-Star, Abendtafel im Camping-Restaurant – der Beginn dieses Buches. Damals die Exkursion in das Tal von Timna: Dr. Weisgerber, die Studenten, der Kumpel. Und immer wieder der Satz: „Nein, es ist nichts mit den Kupferminen Salomos, von denen die Bibel berichtet!“ Die Bibel berichtet? Ich war erstaunt. Hatte ich das übersehen? Die halbe Nacht lag ich und las: 1. Könige, 2. Chronik. Wo stand da, daß Salomo Kupferminen betrieben habe? Ergebnis: Fehlanzeige! Am nächsten Abend dann: „Es ist nichts, meine Herren, mit den Kupferminen Salomos! Denn – die Bibel berichtet kein einziges Wort von solchen Kupferminen!“ Betroffenes Erstaunen. Wirklich nicht? Nein, wirklich nicht. Die „sagenhaften“ Kupferminen Salomos tauchen erst viel später auf, nämlich am Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts. Der eigentliche „Erfinder“ der Legende allerdings lebte bereits zwei Generationen früher. Er hieß Sir Henry Haggard und veröffentlichte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine abenteuerliche Geschichte „King Solomon’s Mines“. Bei Haggard war es ein Stückchen literarischer Phantasie. Ein Schriftsteller spielte es einmal durch, wie es hätte gewesen sein können. Dann aber, in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, meldete sich aus dem Süden der Araba Nelson Glueck zu Worte, diesmal kein phantasievoller Schriftsteller, sondern ein Mann mit archäologischen Ambitionen. Und was er verkündete, hörte sich sensationell an. Er erhob den Anspruch, diese sagenhaften Minen Salomos im Original entdeckt zu haben. Er berichtete von Kupferminen und Hüttenwerken, ja,

am Tell el Chelife – gar nicht weit vom heutigen Camping Sea-Star entfernt – wollte er eine großartige Schmelzanlage zutage gefördert haben. Nicht nur das, er setzte auch ohne Zögern die Ruinen vom Tell el Chelife mit dem Ezjon Geber der Bibel gleich. Für Glueck bestand kein Zweifel, daß er die „Minen Salomos“ entdeckt hatte. Seiner Sache sicher, gab er der bizarren Felsgruppe, die einen dieser Minenplätze beherrscht, den romantischen Namen „Solomons Pillars“, Säulen Salomos.

Für Reiseunternehmen war dies die willkommene Chance, auch den Süden Israels für sich zu erschließen: „Waren Sie schon bei den Säulen Salomos? Wie bitte? Noch nicht? Bedenken Sie: König Salomos Kupferhütten! Fast dreitausend Jahre alt! Das muß man gesehen haben!“

Zu ärgerlich, daß dann ein anderer Archäologe auf den Plan trat: Beno Rothenberg, der nachwies, daß jenes Bauwerk, das Glueck am Tell el Chelife ausgegraben hatte, kein Hüttenwerk, sondern ein Magazin gewesen war. Wichtiger aber: Er datierte es auf Grund des keramischen Materials in eine andere Zeit.

In einigen Punkten gab Glueck dem Widerspruch Rothenbergs nach, im Kern der Sache aber blieb Glueck hart: Die Minen Salomos seien dort in der südlichen Araba und ihren Seitentälern zu suchen. Rothenberg hielt dem entgegen: Niemals habe es überhaupt Minen Salomos gegeben. Salomo habe alles Kupfer über den Handel mit den Phöniziern erworben, große Mengen auch aus der Beute seines Vaters David übernommen. Rothenberg berief sich dabei auf 1. Chronik 22, 14, wo David zu seinem Sohn Salomo sagt:

„Siehe, ich habe in meiner Mühsal herbeigeschafft für das Haus des Herrn hunderttausend Zentner Gold und tausendmaltausend Zentner Silber, dazu Kupfer und Eisen, das nicht zu wiegen ist, denn es ist zu viel.“

Stören wir uns nicht an den Zahlen! Wir wissen ja, wie im Laufe einer langen Überlieferung Zahlen auswuchern. Die Sache selbst aber ist eindeutig: Hier liegt eine alte Erinnerung vor, daß David aus seiner Kriegsbeute – „in meiner Mühsal“ – unter anderem auch die für den Tempelbau nötigen Metalle seinem Sohn Salomo hinterlassen hat.

Doch: Schließt diese Überlieferung aus, daß Salomo eigenen Kupferbergbau und Verhüttung betrieb? Wohl kaum; es bleibt denkbar. Damit ist aber noch nichts bewiesen. Bewiesen ist nur, daß sich am Fuße jener „Säulen Salomos“ ein Heiligtum befunden hat, in dem Ägypter die Göttin Hathor verehrten. Das schließt nicht aus, daß sie nicht auch für Salomo hätten arbeiten können. Doch Rothenberg, der den Tempel entdeckte, hat nachgewiesen, daß diese Funde dort bei den Säulen Salomos in eine ältere Zeit als die des Königs Salomo führen, nämlich ins 13. Jahrhundert v. Chr.

Tatsache ist, daß sich an vielen Orten dieser Gegend Schmelzplätze nachweisen lassen. Selbst der flüchtige Tourist kann solche Schmelzöfen unweit der Säulen Salomos besichtigen. In unmittelbarer Nähe des „Pilzes“, jenes eigenartigen Felsens, den die Verwitterung und der Sand aus dem Gestein herausmodelliert haben, hat Rothenberg Schmelzplätze freigelegt. Infrarot-Luftaufnahmen haben darüber hinaus den Nachweis erbracht, daß das Gelände hier und da mit alten Stollen und Schächten geradezu über-

sät ist. Es besteht daher kein Zweifel, daß in dieser Gegend über Jahrhunderte hinweg Kupfer abgebaut und verhüttet worden ist.

Nur dieses eine Glied fehlt in der Beweiskette: Es konnte bisher nicht nachgewiesen werden, daß auch in der Zeit Salomos hier Bergbau stattfand. Die Grabungen brachten bisher nur Felsbilder und Hieroglyphen ans Licht, die den Schluß zulassen, daß schon Pharaos Ramses II hier Kupfer abbauen ließ. Damit wären wir – wie schon gesagt – im 13. Jahrhundert.

Solange nicht Funde aus dem 10. Jahrhundert vorliegen, fehlt uns der Beweis für Aktivitäten Salomos in diesem Gebiet. Warten wir also ab. Gleichwohl, ich möchte es nicht – wie Beno Rothenberg – gänzlich ausschließen, daß auch Salomo hier tätig war. Rothenbergs Forschungen selbst haben ergeben, daß über Jahrtausende hinweg in dieser Gegend Kupfer abgebaut worden ist. Es liegt kein zwingender Grund vor anzunehmen, daß ausgerechnet in der Ära Salomos die Minen stilllagen. Gelangten doch gerade in der Regierungszeit Salomos Handwerk, Kunst und Gewerbe zu großer Blüte. Und noch eines: Salomo ließ, wie wir gesehen haben, die Bronzegeräte „in der Gießerei... zwischen Sukkot und Zaretan gießen“ (1. Kön. 7,40). Dies läßt uns mit hoher Wahrscheinlichkeit die Erzgewinnung in der Araba vermuten. Es wäre wirklich höchst unwirtschaftlich gewesen, die Erze von Jerusalem oder gar aus Phönizien an den Jordan zu transportieren, sie dort zu verarbeiten und schließlich die fertigen Geräte wiederum nach Jerusalem zu schaffen.

Das Rätsel um den Pferdehandel

Über einen weiteren Einnahmeposten in Salomos Staatshaushalt sind die Gelehrten geteilter Meinung. In 1. Könige 10 wird berichtet:

Man bezog die Pferde für Salomo aus Ägypten und Koë; die Händler des Königs kauften sie in Koë. Ein Wagen, der aus Ägypten kam, kostete sechshundert und ein Pferd hundertfünfzig Silberschekel. Ebenso trieb man Handel mit allen hetitischen und aramäischen Königen.

(1. Kön. 10, 28–29)

Das sieht zunächst einfach aus. Salomo importiert Wagen – gemeint sind sicher Kampfwagen – und Pferde aus Ägypten und Koë, um sie sodann in die nördlichen Reiche zu exportieren. Daß er das nur tut, weil er dabei gut verdient, versteht sich von selbst und wird deshalb gar nicht erst erwähnt. Pferdezucht in Ägypten? Jawohl, die hat es gegeben. Und zwar seit der Hyksoszeit. Diese Hirtenkönige hatten ihre Siege den überlegenen Kampfwagengeschwadern zu verdanken, mit denen sie in den Vorderen Orient und das Nilland einbrachen. Sie haben fast zwei Jahrhunderte hindurch – von etwa 1700 bis 1500 v. Chr. – in Ägypten geherrscht. In dieser Zeit entstanden Gestüte, aus denen sich die Kampfwagengespanne rekrutierten. Soweit stimmt der historische Hintergrund. Aber Fragen kommen uns, wenn wir an die Länder denken, in die Salomo Pferde und Wagen dann exportiert haben soll: die Reiche der Hetiter und Aramäer. Das alte, glanzvolle Reich der Hetiter ist dahin. Es zerbrach unter dem Ansturm der Nordvölker. Gemeint sind hier also wohl die hetitischen Nachfolgestaaten in Kleinasien. Aber gerade in diesen Gebieten selbst blühte die Pferdezucht. Pferde nach Kili-

kien zu exportieren, hieße „Eulen nach Athen“ tragen.

Man hat daher versucht, das „Koë“ als „Que“ zu lesen, was Kilikien bedeutete. Aber wozu dann dort Pferde kaufen und – wieder dorthin zurückverkaufen? Wir stehen hier vor einem Dilemma.

Als ich darüber nachdachte, fiel mir die Zeit nach dem 1. September 1939, als der Krieg ausbrach, ein. Eingezogen zur sogenannten leichten Artillerie, hatten wir Pferde, vom Acker in die Kasernen geholt, zu Gespannen einzufahren. Je sechs im Gespann hatten die Haubitzen zu ziehen. Die Pferde schlugen und bissen um sich, daß man ständig auf der Hut sein mußte. Es dauerte Wochen, bis die Tiere „eingefahren“ waren und taten, was man von ihnen verlangte. Wenn ich mir jene Zeit ins Gedächtnis rufe, kommt mir eine mögliche Lösung des Rätsels in den Sinn. Da kauft Salomo – zusammen mit den in Ägypten in großer Serie hergestellten Kampfwagen – Jungpferde. Von seinen Berufssoldaten läßt er diese Jungtiere so weit ausbilden, daß sie als Gespanne ruhig vor dem Wagen gehen. Später verkauft er sie als voll ausgebildete und einsatzfähige Gespanne an die Nordreiche weiter. Ein Doppeleffekt: Die Soldaten haben Arbeit (in der Friedenszeit) und: Der Säckel des Königs füllt sich durch den Verkauf der Gespanne. Darüber hinaus behält Salomo so die Rüstung des Aramäerkönigs Rezon unter Kontrolle.

Ich meine, dies sei eine Möglichkeit, den sonst schwer begreifbaren Bericht über Pferdeimport und -export zu verstehen.



Am Roten Meer

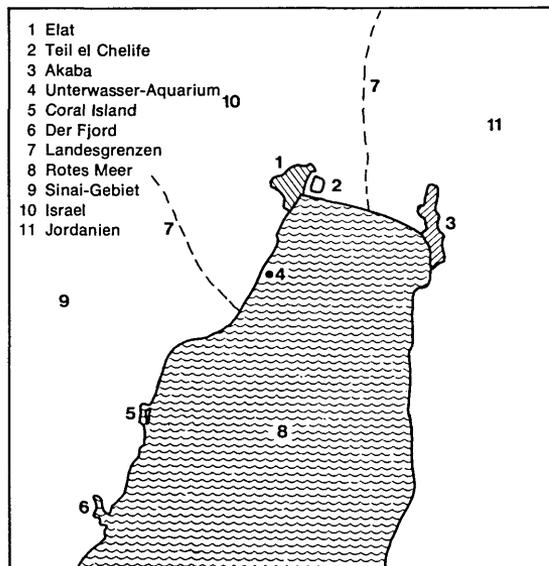
Wunderwelt der Korallen

„Was steht heute auf dem Programm?“ Unsere Tochter Marlies verzieht bei ihrer Frage das Gesicht: Der etwas dünn geratene Kaffee scheint ihr nicht zuzusagen. „Als erstes das Meeres-Aquarium...“ „Sehenswert?“ erkundigt sich Heinz. „Abwarten!“ vertröste ich. „Und dann?“ Marlies sieht mich erwartungsvoll an. „Tja, dann geht es auf der Küstenstraße weiter zum Korallen-Eiland und zum Fjord.“ „Ein Fjord?“ Marlies schüttelt den Kopf. „Wir sind doch nicht in Norwegen!“ Ich winke nur ab. Ein Blick auf die Uhr hat mich belehrt, daß in wenigen Minuten der Kleinbus des Reisebüros vorfahren wird.

Eine halbe Stunde später gehen wir über den schmalen Steg zum Unterwasser-Aquarium. „Sieh nur, was ist denn das?“ Marlies zeigt aufgeregt fragend ins Wasser, in dem sich ein rotbrauner, eigenartig geformter Körper ruckartig bewegt. Heinz hat es gleich erkannt: „Ein Tintenfisch!“ Wir treten in den Pavillon ein und steigen die Wendeltreppe hinab. Dann werden wir still. Um uns herum eine fremde Welt in blaugrünem Licht. Sechs Meter unter der Wasseroberfläche sind alle Rottöne des Sonnenlichts herausgefiltert. Selbst der feine Sand zwischen den Korallenstöcken schimmert grün. Im gleichmäßigen Wiegen der Küstendünung bewegen sich Seelilien und unzählige Fische. Hochrückige in grellen Plakatfarben und nadel-schlanke mit schnabelähnlichem Maul. Quergestreifte, die wie Soldaten in Reih und Glied herankommen. Hier ein Pärchen mitten in den Nesselarmen einer Seelilie, dort ein Plattfisch, der sich mit schlangengleichen Bewegungen in den Sand einwühlt.

Wir stehen und staunen. Welch eine Fülle seltener Lebensformen hier im Meer, und wie karg ist dagegen das Leben droben an der Luft. Man ahnt, daß alles Leben im Meer begann, daß es erst spät auf das Land stieg, wo das Leben so viel schwerer ist. Wir fühlen uns wie verzaubert. Die eigenartige Befangenheit hält auch noch an, als wir, wieder oben, ins Licht der hohen Sonne treten.

Wir gehen über den Steg zurück ans Ufer. „Halt, noch nicht zum Wagen!“ Ich deute nach links. Im Meerwasser-Aquarium bewundern wir die Tiere, die seltener und scheuer sind. Wieder umfängt uns Dunkelheit; nicht grünblau, eher rötlich: Korallen, Seelilien und Hohltiere. Tiere, die sich gern im Dunkel halten: Garnelen, Krebse und Langusten. Schließlich



auch solche, die sich wegen ihrer Scheuheit von den Scheiben des Unterwasser-Aquariums fernhalten. Und hier auch, bizarr bis zum Grotesken, gefährlich giftig und doch atemberaubend schön: der Feuerfisch. Majestätisch ruhig zieht er heran, mit Stacheln und Giftpfeilen bewehrt.

Wir stehen, schweigen und staunen.

Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel!
Du hast sie alle weise geordnet,
und die Erde ist voll deiner Güter.
Da ist das Meer, das so groß und so weit ist,
da wimmelt's ohne Zahl,
große und kleine Tiere.

Es warten alle auf dich, daß du ihnen Speise gebest zur rechten Zeit.

Wenn du ihnen gibst, so sammeln sie.

Wenn du deine Hand auftust, so werden sie mit Gutem gesättigt.

Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie, nimmst du weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder Staub.

Du sendest aus deinen Odem, so werden sie geschaffen,

und du machst neu die Gestalt der Erde.

Die Herrlichkeit des Herrn bleibe ewiglich,
der Herr freue sich seiner Werke!

(Psalm 104,24ff)

Die Insel der Pharaonen

Die größte Tageshitze ist vorbei, als wir nach Süden weiterrollen. Links das stahlblaue Meer, rechts steinige Hänge, kahle Berge, ausgeglühter Fels. „Habt ihr da eben die verlassene Steinhütte an der Straße gesehen? Das ehemalige Grenzhaus!“ Bis zum Juni 1967 lief hier die Grenze zwischen Israel und Ägypten. Dies hier war bis dahin der südlichste Punkt Israels.

Vor uns taucht jetzt Coral Island auf, ein roter Fels im stahlblauen Meer. Die Straße schwingt sich um einige Vorgebirge. Später eröffnet sich zu unseren Füßen eine klare Bucht; vom Wind verbogene Bungalows aus Latten und Rohrmat-

ten, Schnorcheltaucher am flachen Strand; Taucher mit Atemgeräten klettern gerade aus einem schneeweißen Boot. Drüben, nur durch einen schmalen, aber tiefen Meeresarm vom Festland getrennt, die Insel, die jetzt Coral Island heißt. Die Araber nennen sie Dschesiret Fara'un, die Pharaoneninsel. Die Felsen krönt eine mittelalterliche Burg. Die Kreuzfahrer nannten sie ‚Isle de Gray‘. Die Zinnen allerdings sind typisch für die Bauweise der Sarazenen. Uns interessiert, ob Salomo etwas mit Coral Island zu tun hat.

Als ich Beno Rothenberg darauf ansprach, er-



klärte er ohne Zögern, daß er diesen Hafen hier für noch älter halte. Wie Grabungen ergaben, diente er bereits im zweiten vorchristlichen Jahrtausend den Pharaonen als Erzausfuhrhafen für die Minen von Timna. Von hier wurde das Erz – als Roherz oder bereits verhüttet – um die Sinaihalbinsel herum in die Gegend von Suez verschifft. Das war auf jeden Fall bequemer und billiger als der beschwerliche Weg über Land quer durch die unwirtliche Sinaihalbinsel. Rothenbergs Argumentation leuchtet ein. Und wie steht es mit Salomo? Rothenberg: „Coral Island ist Ezjon Geber.“ Seine Begründung: Dies sei – vom Fjord abgesehen – der einzige natürliche Hafen hier im Norden des Golfs von Akaba. In der Tat, die Insel bietet Schutz sowohl vor dem ständig wehenden Nordwind wie auch vor den nur gelegentlich auftretenden, dann aber heftigen Südstürmen. Die Küste zwischen Elat und Akaba dagegen kann nur eine offene Reede bieten.

Auch meine Frage, wie es auf Coral Island mit der Wasserversorgung stehe, brachte Rothenberg nicht aus der Fassung. Wasser aus Zisternen und Wasser auf dem – Seewege. Eine Flotte konnte jederzeit auf einfache Weise Wasser herbeischaffen. Solange sie das Meer hier beherrschte. Das aber gilt ganz fraglos für die Flotten der Pharaonen, die hier keine Konkurrenz zu fürchten hatten. Es galt auch für die Jahrhunderte, in denen Dschesiret Fara'un Fährhafen für die Mekkapilger war. Und es hatte sicher auch für Salomos Flotte Gültigkeit. Denn zu seiner Zeit war, wie wir schon gehört hatten, das Nilreich machtlos.

Ezjon Geber also hier? Als Segler wüßte ich bei heraufziehendem Sturm diesen Hafen zu schätzen. Tiefes Wasser bis dicht unter Land, als letzter Nothafen das fast kreisrunde Innenbecken dort im Süden der langgestreckten Insel. Überhaupt dieser Binnenhafen: ideal als Bootshafen, gut verwendbar als Reparaturliegeplatz. Man braucht nicht viel Phantasie, um sich die Flotte Salomos hier vorzustellen.

Die Sonne steht schon tief, als wir – ein paar Kilometer weiter südlich – den „Fjord“ erreichen, auch ein guter Naturhafen, der Schutz gegen jeden Sturm bietet. Was gegen ihn spricht: Er liegt noch weiter entfernt von den Minen und hat ebenfalls kein Wasser. Es findet sich vor allem aber keine Spur menschlicher Besiedlung in früherer Zeit. Nein, wenn wir schon Ezjon Geber hier an dieser Küste suchen wollen, dann bei Coral Island, nicht aber hier.

Wir sehen zu, wie die Schatten immer länger werden. In sattem Violett glühen die Berge drüben auf der anderen Seite des Meeres, – Saudi Arabien. Von Minute zu Minute wird es dunkler. Gleich ist es völlig Nacht. Der Himmel öffnet sich: Ein Stern glüht auf, hoch über uns, ein zweiter drüben über Arabien, und immer mehr – tausend Augen gleich – sehen auf uns herab. Sie sahen schon auf die Pharaonen, auf Salomo. Sie werden auf dieses Meer herabsehen, wenn unsere Augen sich längst geschlossen haben.

Irgendwo in Afrika

Und brachten Gold aus Punt

Es ist Nacht, als wir wieder im Camping Seestern eintreffen. Nach dem Abendessen suche ich die Einsamkeit. Der Sand ist noch warm, in den Fiederblättern der Palmen harft der Nordwind. Ob er jemals einschläft? Über mir in ungewohnter Klarheit die Sterne, viel größer als daheim, weit mehr, als wir je im trüben Norden sehen. Viel näher, fast greifbar über mir, ein schimmerndes Band, von Horizont zu Horizont. Und unversehens gerate ich ins Träumen. Sindbad, der Seefahrer, zog über diese Meere Arabiens. Drüben, wo der Kamm des Gebirges schwarz vor den Sternen steht, horstete der Vogel Roch. Und Scheherezade spann ihre Geschichten, dort hinter den Bergen, weit hinter der Wüste, am Euphrat. Die Berge, die Wüste, das Meer: nie haben sie den Geist des Menschen zur Ruhe kommen lassen. Der Mensch in seiner Unruhe will wissen, was hinter den Bergen und der Wüste liegt, will erfahren, wie es drüben, am anderen Ufer aussieht.

Ein Irrtum, wenn wir meinen, erst moderne Sicht der Welt mache fähig, ins Unbekannte vorzustoßen. Ein Irrtum, weil er den Menschen nicht in die Rechnung zieht, diesen Menschen, der träumen kann: träumen von fernen Gestaden und unbekanntem Gefahren, träumen von Frauen und Gold, träumen vom Erreichbaren und vom schier Unmöglichen. Ein Irrtum, wenn wir meinen, die Seefahrer früherer Zeiten hätten sich ängstlich am Ufer hingetastet. Natürlich hat auch Seefahrt einmal „klein angefangen“. Auf einem Bündel Binsen, einem Baumstamm, einem Floß. Doch diese Kindheit der Seefahrt liegt urweit zurück. Sehr früh entdeckte der Mensch, welch guter Freund das Wasser ist. Es

trug die Last, die man sonst selber schleppen mußte. Es floß als Strom rascher, als die eigenen Füße trugen. Und dann der Wind, des Wassers Bruder: Er gab dem Fahrzeug Flügel!

Auf dem Wasser hat der Mensch diesen Planeten entdeckt. Das gilt für alle Länder „über See“, für alle „neuen“ Inseln und Kontinente. Es gilt aber auch weithin für unsere Alte Welt, lange, bevor man Geschichte schrieb und der Nachwelt weitergab. Nur auf dem Weg über das Wasser konnte die Besiedlung der nördlichen Inseln erfolgen, als das große Eis das Land freigab. Gar nicht zu reden von den tausend Inseln Indonesiens, den zehntausend der Südsee, von Neuguinea und Australien, den Osterinseln oder Neuseeland.

Kaum hatte der Mensch das Boot erfunden, da stieß er schon ins Unbekannte vor. Menschen wollen wissen, was „drüben“ ist, müssen die Rückseite des Mondes kennenlernen, müssen in den „Raum“ vorstoßen.

Früh – wir wissen nicht einmal, wie früh – hat der Mensch entdeckt, daß das Mittelmeer nur ein Binnenmeer ist. Wahrscheinlich war es schon der Neandertaler, der die Meerengen überwand. Und war der erste Schiffer, vom Sturm verschlagen, an die jenseitige Küste gelangt, so wagte es der nächste, weil er nun wußte, daß es ein „Drüben“ gab.

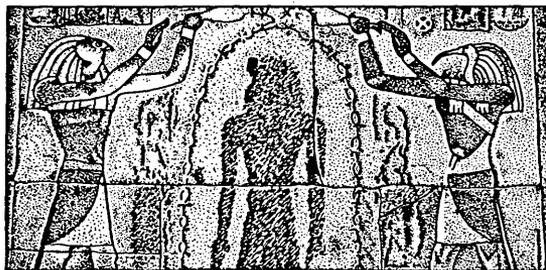
Weit schwieriger als im Mittelmeer ist Seefahrt auf dem Roten Meer. Korallenriffe ohne Zahl, unwirtliche Küsten ohne Wasser und häufig zum Sturm auffrischende Winde. Nautisch ist sogar heute noch das Rote Meer ein Gewässer, das die volle Aufmerksamkeit eines Navigators erfor-



dert. Und doch haben sich bereits in der Zeit des „Alten Reiches“ ägyptische Seeleute auf dieses gefährliche Gewässer gewagt. Sicher nachgewiesen sind Fahrten nach dem sagenhaften Lande Punt unter Pharao Sahure (um 3000 v. Chr.). „Weihrauch“ hieß das Zauberwort, das den Pharao das Risiko eingehen ließ. Weihrauch wurde für die gottesdienstlichen Feiern benötigt, Weihrauch war kostbarer als Gold und darum als Opfer für die Götter gerade gut. Teuer war Weihrauch, weil er aus weiter Ferne eingeführt werden mußte, von den südlichen Gestaden des Roten Meeres, aus den Ländern, die heute Namen wie Yemen, Äthiopien und Somalia tragen.

Leider haben uns die Nautiker Sahures kein genaues „Besteck“ hinterlassen, aus dem wir heute die Lage Punts erschließen könnten. Wo Punt lag, blieb ein Staatsgeheimnis. Doch mit großer Zufriedenheit wird berichtet, daß die Flotte 80.000 „Maß“ Myrrhen, 6.200 „Gewichte“ Elektron – eine Weißgoldlegierung – und 2.600 Stück Edelhölzer nach Hause zu schaffen wußte. Verständlich, daß so wertvolle Fracht dazu einlud, solche Fahrten zu wiederholen. So werden in den folgenden Jahrhunderten immer wieder Reisen nach Punt vermeldet.

Da lebte – um 2300 – in dem Städtchen Elefantine, in der Nähe des ersten Nilkataraktes, ein Steuermann Knemhotep. Auf seinem Grabstein wird für die staunende Nachwelt festgehalten, daß Knemhotep elfmal die große Fahrt nach Punt bewältigt habe. Er war also so etwas wie ein vorzeitiger Cap Hornier! Ob es auch damals schon so etwas wie einen „Club der Puntfahrer“ gegeben haben mag? Vielleicht war dieser



Knemhotep gar kein Ausnahmefall, sondern nur einer unter vielen? Kurze Hinweise, die sich immer wieder finden, lassen darauf schließen, daß bis in die Tage Menhotep IV – um 2000 v. Chr. – Punt im Blickfeld der Pharaonen blieb. Um 1750 aber brachen die Hyksos in das Nil-land ein, landverbundene Hirtenvölker ohne Sinn für das Meer. Punt lag jenseits ihres Horizontes und wurde endgültig vergessen. Bis wieder Ägypter auf dem Thron der Pharaonen saßen! Schon der energische Thutmosis I – etwa 1555 bis 1500 – weitete den Horizont der Macht, des Handels und des Wissens. Ihm folgte die erste große Frau der Weltgeschichte: Hatschepsut.

Sie muß in der Tat eine Frau von Format gewesen sein, frei von Komplexen, selbstsicher, der Zukunft zugewandt und unternehmungslustig. Erstaunlich, wie sie es verstand, das Pharaonenamt mit Geist und Charme zu führen. Ihr Gatte lebte jahrzehntelang in ihrem Schatten als Prinzgemahl. Nach ihrem Sturz rächte er sich bitter. Sein Minderwertigkeitsgefühl trieb ihn, sie buchstäblich „auszuradiieren“. Alle Bilder, auf denen Hatschepsut dargestellt war, wurden zerschlagen. Wir wissen daher nicht, wie Hatschepsut aussah. Doch wir wissen, was für ein Mensch sie war. Und das ist mehr.

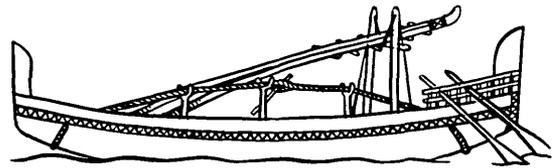
Das ausgetilgte Bild der Hatschepsut

Der Bildbericht der Hatschepsut

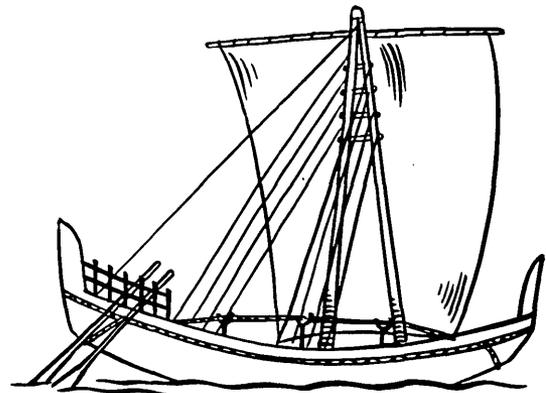
Eine Frau mit Verstand, die wußte, was für sie auf dem Spiel stand. Bestimmt hat sie erkannt, daß sie der argwöhnischen Männerwelt Besonderes vorweisen müsse, um als Königin zu bestehen. Und da entsann sie sich der alten Berichte über die Fahrten nach Punt. Wahrscheinlich waren solche Aufzeichnungen in den Archiven zu finden. Anders ist es nicht zu erklären, daß sich Hatschepsut in ihrer exponierten Stellung auf solch ein Unternehmen einließ. Sie muß genau gewußt haben, wo Punt zu suchen ist, wie man es erreicht und was man dort gewinnen kann. Ein Fehlschlag wäre für sie tödlich gewesen. Wenn Hatschepsut das Unternehmen Punt startete, mußte sie sicher sein, daß es erfolgreich endete.

Diese Überlegungen bringen mich zu dem Schluß, daß im Nilland die früheren Puntfahrten nicht vergessen, sondern in den Geheimarchiven aufgezeichnet waren. Mit allem, was dazu gehörte: Kurse, Liegeplätze, Fahrtdauer, Tauschartikel. Hatschepsut entließ ihre Flotte also nicht zu einer Fahrt ins absolut Ungewisse, sondern wußte das Ziel. Und sie verfügte über bessere Fahrzeuge als ihre Vorgänger.

In Sahures Grabtempel (um 3000 v. Chr.) wurden Reliefs gefunden, auf denen die Heimkehr einer Flotte gezeigt wird. Da auf den Fahrzeugen viele Asiaten zu erkennen sind, hatte die Reise wahrscheinlich nach Phönizien geführt. In einem Text wird aber auch berichtet, daß Sahure in seinem dreizehnten Regierungsjahr Schiffe nach Punt aussandte. Es wäre also immerhin möglich, daß auf diesem Relief die Heimkehr der Puntfahrer dargestellt ist.



Seeschiff aus der Zeit Sahures. Der Bockmast ist niedergelegt. Außenbord umfaßt eine Spanntrosse den Rumpf. Über Deck ist eine starke Spanntrosse gespannt, die über Gabelstützen läuft und durch ein Drehholz nachgespannt werden kann.



Ein Sahure-Schiff unter Segel. Dieses ist hoch und schmal. Der Bockmast verhindert eine stärkere seitliche Drehung des Segels. Es kann daher nur wenig angebraßt werden, so daß nur ein Segeln „vor dem Wind“ möglich ist.

Aus anderen Inschriften wissen wir, daß die Puntfahrten vom Hafen Kosseir aus unternommen wurden. Dorthin führte eine uralte Karawanenstraße aus Koptos am Nil durch das Wadi Hammamat. Diese Straße war wichtig. Da es bei Kosseir weit und breit keinen Wald gibt, mußte das Material für den Bau der Schiffe auf diesem Wüstenweg herangeschafft werden. Möglich, daß die einzelnen Bauelemente bereits in den Werften am Nil vorgefertigt und passend gemacht wurden.

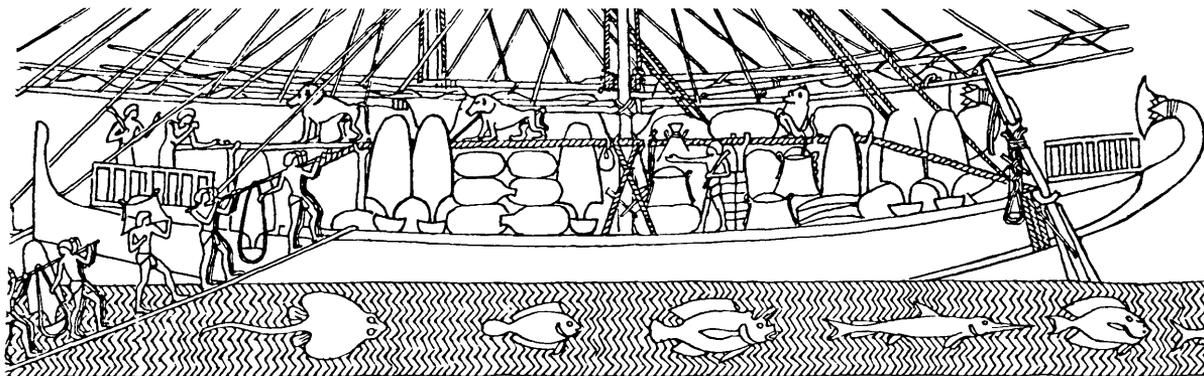
Daß man sich zumindest um 800 v. Chr. auf diese Kunst der Vorfertigung und Zusammensetzung verstand, wissen wir aus einer Notiz des Diodoros Siculus, der berichtet, daß die Königin Semiramis von phönizischen Schiffsbauern Fahrzeuge herstellen ließ, die zerlegt und über Land transportiert werden konnten.

Trotz mancher modern anmutender Kunstfertigkeit zeigen die Schiffe des Alten Reichs noch

viele Züge binnenländischer Herkunft. Sahures Fahrzeuge tragen einen Bockmast, der dazu zwingt, ein verhältnismäßig schmales, nur begrenzt bewegliches Rahsegel zu führen. Es hilft nur bei achterlichem Wind, macht aber ein Kreuzen unmöglich, da es nur wenig angebraßt werden kann.

Offensichtlich haben diese Schiffe Schwierigkeiten im Seegang gehabt. Sie waren überlang, mit weitem Überhang vorn und achtern. Auf jedem Wellenkamm geriet das Fahrzeug in Gefahr, mittschiffs durchzubrechen. Die Ägypter halfen sich mit einem Spanntau, das über Deck geführt wurde und die Zugkräfte des Durchhängens auffing. Auch außenbords war ein Trossengurt angebracht, der rund um das Schiff in seiner ganzen Länge lief und es zusammenhielt. Auf den Reliefbildern läßt sich dies gut erkennen.

Aufschlußreich über das Unternehmen der Kö-



Schiffe der Hatschepsut verlassen Punt; deutlich erkennbar die Decksladung, die vorwiegend aus lebenden, in Kübel gepflanzten Bäumen besteht. Über die Laufplanke tragen Arbeiter Kübelpflanzen an Bord. Affen, die wie Paviane aussehen, turnen auf der Spanntrosse herum.

nigin Hatschepsut sind die Bilder im Tempel von Deir el Behari, am Westufer des Nils, unweit Thebens, der alten Hauptstadt Oberägyptens. Da sind insgesamt zehn Schiffe abgebildet. Fünf laufen eben ein, und fünf nehmen Ladung. Die Fachkundigen nehmen an, daß auch diese Fahrzeuge auf Nilwerften gebaut, dann als „Stückgut“ nach Kosseir transportiert und dort zusammengesetzt wurden. Nach der Heimkehr aus Punt seien sie abermals demontiert, auf dem Landweg nach Koptos gebracht, dort erneut zusammengebaut worden, um alsdann die wertvolle Fracht auf dem Nil nach Theben zu bringen.

Unwillkürlich scheut man davor zurück, so viel Know-how den Schiffbauern jener Zeit zuzutrauen. Doch diese Theorie wird durch eine Rekonstruktion von Pharao Cheops Königsschiff gestützt, das für Landtransporte zerlegt werden konnte.

Die Schiffe der Hatschepsut sind schon richtige, seegängige Fahrzeuge. Der Mast ist nach vorn und achtern durch Stage abgefangen, die seitliche Verbiegung wurde – wenigstens zum Teil – durch die Brassen aufgenommen. Durch den Fortfall des breitbeinigen Bockes läßt sich das Rahsegel, das jetzt niedrig und breit gehalten werden kann, anbrassen. Man konnte mit einem solchen Fahrzeug nicht nur bei raumem, sondern auch bei halbem Winde Kurs halten.

Auch das Doppelruder ist für die See geeignet. Da es an festen Stützen befestigt und mit Pinne

versehen ist, läßt es sich auch in der Dünung noch regieren.

Wenn man sich diese Puntflotte in Ruhe betrachtet, kommt einem die Frage, ob es sich nicht um nur fünf Schiffe gehandelt hat, die zweimal dargestellt sind: einmal bei der Ausfahrt, das zweite Mal beim Aufnehmen der Ladung in Punt.

Selbst über die Menschen von Punt haben die Seefahrer einen Bildbericht geschaffen. Da sehen wir den Häuptling nebst seiner feisten Gemahlin. Seine Leute bringen die Güter ihres Landes herbei, um sie gegen die bereits aufgestapelten Angebote Ägyptens zu tauschen. Die Ägypter dürften Schmuck, Werkzeuge und Hausgeräte mitgebracht haben. Die Einwohner von Punt lieferten dafür Weihrauch, Elfenbein, exotische Tiere, Edelhölzer und Gold. Wir sehen, wie die Landesgroßen in einem Zelt bewirtet werden mit allem, was die ägyptische Bordküche an Delikatessen zu bieten hat. Und wir erkennen, daß es sich lohnt: Eben trägt man lebende Weihrauchbäume in großen Kübeln an Bord. Die Priester in Theben werden zufrieden sein.

Nur eins vermelden die Bilder uns nicht: die geographische Lage Punts. Nicht einmal über die Richtung, in der wir es suchen müßten, erfahren wir etwas. Diese Daten blieben Staatsgeheimnis, wohlverwahrt in den Archiven der Pharaonen.

Woher nahm Salomo
sein Wissen?

Wo lag Ofir?

Wo hat nun das sagenhafte Punt gelegen? Doch stellen wir diese Frage noch einen Augenblick zurück. Beantworten wir vorher eine andere: Wozu diese ausführlichen Berichte über Punt und die ägyptische Seefahrt? Was hat das alles mit Salomo zu tun?

König Salomo baute auch eine Flotte in Ezjon-Geber, das bei Elat an der Küste des Schilfmeers in Edom liegt. Hiram schickte seine Leute, geübte Seefahrer, mit den Leuten Salomos zu Schiff aus. Sie fuhren nach Ofir, holten von dort vierhundertzwanzig Talente Gold und brachten es dem König Salomo.

(1. Kön. 9,26–28)

Diese Notiz ist offenbar alt und historisch zuverlässig. Wahrscheinlich geht sie sogar auf Aufzeichnungen im königlichen Archiv zu Jerusalem zurück. Ofir! Schon der Name strahlt einen stillen Zauber aus. Doch wo lag das wirkliche Ofir? Sicher weit hinter dem Horizont. In der „Völkertafel“ 1. Mose 10,29 wird Ofir zwischen Saba und Hewila genannt. Man hat daraus geschlossen, daß es an den Südküsten des Roten Meeres zu suchen sei. Einige setzten es mit Saba gleich, andere verlegten es auf die westliche Küste nach Eritrea. Dann allerdings erhebt sich sogleich die Frage: Lagen diese Küsten so weit außerhalb des Blickfeldes, daß man von Fahrten dorthin so viel Aufhebens hätte machen können bzw. müssen? Es ist sicher, daß auf der uralten Straße, die sich durch den Hedchas heraufzieht, bereits lange vor Salomo Karawanen kostbare Fracht heraufführten. Und das geschah regelmäßig durch die Zeiten hin. Nach Saba – damals noch Land der Minäer – brauchte man keine umständliche Seefahrt mit

Hilfe der Phönizier aufzubauen. Man konnte bequem auf altbekannten Routen zu Land dorthin reisen. Seit David das Gebiet um Elat in israelische Hand gebracht hatte, kannte man in Israel die Karawanen, die aus dem Süden Arabiens heraufzogen. Sie mußten Elat passieren, wenn sie ins Nilland wollten; gleichfalls taten sie gut, Elat als Etappenplatz zu benutzen, wenn sie hinauf in den Norden Fracht brachten.

Angenommen, für Salomo wären die Güter aus Südarabien zu Schiff billiger zu importieren gewesen als auf dem Landweg. Angenommen, die Differenz sei so hoch ausgefallen, daß sie die ungeheuren Kosten für die phönizischen Schiffbauer und Seeleute, das Material und das unvermeidbare Risiko einer Seefahrt im Roten Meer hätte decken können. All das angenommen, bleibt die Frage: Hätten die Minäer es tatenlos hingenommen, daß Salomos Flotte ihnen das lukrative Karawanengeschäft aus den Händen riß? Ich bin sicher, sie hätten Salomos Schiffe boykottiert und notfalls bestreikt.

Nein, Saba war durch gute Karawanenstraßen mit den Mittelmeerländern verbunden. Es wäre – in mehr als einer Hinsicht – Unsinn gewesen, dorthin eine Flotte zu entsenden. Eine Flotte, die überhaupt erst gebaut und bemannt werden mußte, mit teuren Fachleuten von auswärts obendrein.

Andererseits: Salomo muß genau gewußt haben, wohin er die Flotte entsandte. Er muß – genau wie vor ihm Hatschepsut – gewußt haben, daß sich dieser ungeheure Aufwand lohnte. Und er muß seinem Kompagnon Hiram entsprechenden Profit versprochen, nein, zugesichert

haben. Denn nur auf Profit war ein Phönizier ansprechbar. Und Hiram wird die Zusicherungen Salomos genau überprüft haben. Erst, als er gewiß war, daß dieses Unternehmen Erfolg versprach, wird er zugesagt haben.

Salomo wußte also, wo Ofir lag. Salomo hat sein Wissen auch Hiram plausibel machen können. Aber wie? Hier stehen wir am entscheidenden Punkt unserer Überlegungen. Woher konnte Salomo wissen, wo Ofir lag, was es zu bieten hatte und wie es zu erreichen war? Die Antwort drängt sich geradezu auf: Einzig und allein von

seiner ägyptischen Gemahlin – unter der Voraussetzung, daß Ofir und Punt identisch waren. Wir hatten bereits gesehen, daß die Puntfahrten am Nil aktenkundig und in den Kreisen der Eingeweihten bekannt waren. Nur so war es möglich, nach Jahrhunderten die Fahrt nach Punt erneut aufzunehmen. Jetzt, in den Tagen Salomos, liegt Ägypten darnieder. Es ist längst nicht mehr das, was es früher war, weder zu Lande noch auf dem Meer. Zur See haben die Phönizier das Erbe Ägyptens angetreten. Hier sah Salomo seine Chance!

Das Geheimnis der Pharaonentochter

Dies war Salomos Chance: Er kannte durch die Pharaonentochter den Weg nach Ofir. Und er hatte durch seine phönizische Gattin die Verbindung zu Hiram, dem einzigen, der in der Lage war, das, was Salomo wußte, zu realisieren. Man kann ihn sich vorstellen, den weisen Salomo: Wie er behutsam aus der Pharaonin herausfragt, was sie über die Puntfahrt weiß. Wie ihn dann, als er das Geheimnis kennt, dieses Wissen umtreibt, nicht zur Ruhe kommen läßt, bis der Entschluß gefaßt ist, sich Hiram anzuvertrauen. Hiram, der schon der Freund seines Vaters David war, Hiram, mit dem er verschwägert ist, Hiram, der über Schiffbauer und Seevolk verfügt: Er allein kann helfen. Und der Pharao? Nein! Er hat genug eigene Probleme. Ja, selbst

wenn er könnte, er wird nicht teilen wollen. Im Gegenteil, er wird alles tun, meine Pläne zu durchkreuzen, um sich selbst die Verbindung nach Punt zu erhalten. Hiram aber muß auf mein Angebot eingehen. Auf mein Wissen ist er in gleicher Weise angewiesen wie ich auf seine Männer. Jeder von uns braucht den andern. Möglich, daß es wirklich so gewesen ist. Denn es entspricht den tatsächlichen Gegebenheiten, basiert auf Wirklichkeit. Daraus ergibt sich, daß Ofir ein anderer Name für Punt gewesen sein mag. Ein Deckname? Geschickt eingespielt vom weisen Salomo? Wir wissen es nicht. Und werden es wohl niemals wissen. Spielen wir aber einmal diese Hypothese durch, so ergibt sich eins aus dem anderen.

Damals begab sich Salomo nach Ezjon-Geber und Elat an der Küste des Meeres in Edom. Hiram schickte ihm durch seine Knechte Schiffe und geübte Seefahrer. Sie fuhren mit den Leuten Salomos nach Ofir, holten von dort vierhundertfünfzig Talente Gold und brachten es dem König Salomo.
(2. Chr. 8, 17–18)

Eine Notiz aus etwas späterer Zeit und auf den ersten Blick zumindest ungenau. Hiram sandte ihm durch seine Leute Schiffe? Unmöglich! Ein Kanal zwischen dem Mittelmeer und dem Roten Meer bestand zu jener Zeit nicht mehr oder noch nicht wieder. Der alte Durchstich war versandet und unpassierbar. Keine Möglichkeit also, daß Hiram Schiffe mit phönizischer Mannschaft von Tyrus nach Elat hätte schicken können.

Doch da fällt uns ein: War nicht schon das Schiff des Cheops zerlegbar gewesen? Und die Flotte der Hatschepsut? Hörten wir nicht, daß Semiramis Fahrzeuge besaß, die für Landtransport demontiert werden konnten? Dann liest sich der Text aus dem 8. Kapitel des 2. Chronikbuches so:

Und Hiram sandte ihm durch seine Leute zerlegte Schiffe und auch Seeleute. Die fuhren mit Salomos Leuten nach Ofir.

Im einzelnen sähe das so aus: Hiram läßt in Tyrus eine Flotille von zerlegbaren Schiffen bauen. Auf dem Seeweg erreichen sie die Gegend von El Arish. Von dort aus führt ein verhältnismäßig

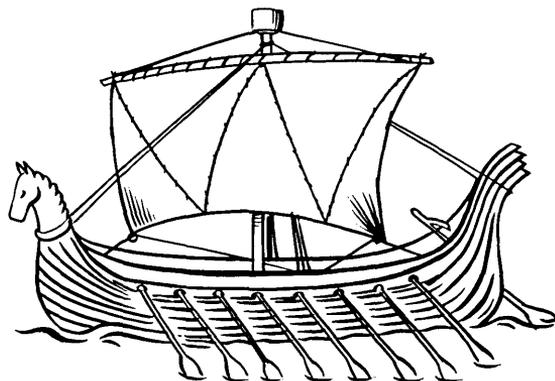
guter Karawanenweg hinüber nach Elat. Über ihn werden die Einzelteile der Schiffe ans Rote Meer transportiert und dort, im Schutz des heute Coral Island benannten Inselchens, wieder zusammengesetzt und zu Wasser gelassen. Eine Meldung, die im Jahr 1979 durch die Presse lief, scheint diese Annahme zu unterstreichen. Bei Kuntillet Ajrut wurden Festungsanlagen freigelegt. Phönizische und hebräische Inschriften kamen zu Tage, aus denen auf einen regen Handel zwischen dem Mittelmeer und dem Roten Meer geschlossen werden kann. Einige Mitarbeiter der Universität Tel Aviv vermuten, daß über Kuntillet auch Schiffsteile transportiert wurden, die man dann in Ezjon Geber für die Ofirfahrt zusammensetzte. Man wird abwarten müssen, wie weit sich diese Vermutungen bestätigen. Sollte das der Fall sein, so ergäbe das einen weiteren Stein im Mosaik unserer Hypothese. Kuntillet liegt nämlich an jener alten Piste, die von El Arish nach Ezjon Geber führt, etwa zwei Tagesreisen vor diesem Hafen.

Auch die Notiz, Salomo selbst sei damals nach Ezjon Geber gereist, klingt dann nicht ganz unwahrscheinlich (2. Chr. 8, 17). Ein Ezjon Geber, in dem Schiffe, die auf dem Mittelmeer vom Stapel gelaufen waren, wieder zusammengesetzt wurden, war wirklich „eine Reise wert“.

Hochseefahrt der Phönizier

Wenn man sich das alles – knapp dreitausend Jahre danach – durch den Kopf gehen läßt, kommt die Frage, ob wir dann nicht doch unsere Ansichten über jene frühe Zeit hier und da korrigieren müßten. Es ist noch gar nicht so lange her, daß man den Ägyptern jegliche Seemannschaft absprach und in den Phöniziern das Seefahrervolk der damaligen Zeit sah. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich eine neue Ansicht durchsetzen können. Heute wissen wir, daß die Ägypter schon im dritten vorchristlichen Jahrtausend zur See fuhren. Wir wissen auch, daß die kretisch-minoische Seemacht lange vor den Phöniziern das Mittelmeer beherrschte. Die sagenhaften Etrusker sind aus dem Vergessen aufgestiegen, und die Phönizier nehmen heute den Platz ein, der ihnen gebührt: Erben großer Vorgänger; Erben, die aber das, was sie übernahmen, weiter entwickelten und am Ende über die Grenzen der damaligen Horizonte vorstießen konnten.

Bis in die Mitte des zweiten Jahrtausends spielen die Phönizier auf der See keine Rolle. Ägypter betreiben den Handel zwischen Syrien und dem Nil. Erst um 1500 werden die Phönizier zur See aktiv. In den Annalen Thutmosis III (nach 1500) wird gemeldet, daß man an der syrischen Küste einige Fahrzeuge gekapert habe. Nach Lage der Dinge kann es sich eigentlich nur um phönizische gehandelt haben. Auch die ältesten ägyptischen Darstellungen phönizischer Schiffe tauchen in dieser Zeit auf, etwa auf einem Grab bei Theben. Sie unterscheiden sich kaum von ägyptischen Schiffen. In Konstruktion und Takelung sind sie den Ägyptern „entlehnt“. Doch



bald schwimmen sich die Phönizier frei. Als erstes fällt die Spanntrosse fort. Sie ist nicht mehr nötig. Die Phönizier verfügen über gutes Langholz und können dem Schiffsrumpf höhere Festigkeit geben. Dann wird die untere Rah abgeschafft, das Segel nur noch an der Oberrah geführt und unten an den Unterlieken lediglich durch Tauen gehalten.

Auch wird die Rah nicht mehr niedergeholt, sondern das Segel zur Rah durch besondere Tauen aufgeholt. Das Schanzkleid an der Bordseite wird erhöht, so daß die Schiffe jetzt weniger Wasser übernehmen. Selbstverständlich sind die hochseefähigen Schiffe der Phönizier – wie bereits die der Hatschepsut – voll gedeckt. Seemannische Erfahrung führt allmählich dazu, die Schiffe gedrungener zu bauen, so daß sie schwere Dünung und Wellengang besser abreiten können. Konstruktiv übernehmen die Phönizier die erprobte Bauweise der Kreter mit Kiel und Spanten. Fast nebenbei ergibt sich dadurch

eine größere Querfläche, wodurch die Schiffe besser gegen den Wind kreuzen können.

Die große Zeit Phöniziens kommt, als Ägypten und Babylonien die Vorherrschaft einbüßen und ins Mittelmaß zurückfallen. Wie in Damaskus und Israel, so können auch an der Libanonküste selbständige Staatswesen entstehen. In dieser Zeit erlebt die östliche Mittelmeerwelt einen gewaltigen Umbruch. Junge Völkerschaften sind aus unbekanntem Fernen eingebrochen. Kreta, Mykene und Chatti sinken in Trümmer. Die Herrensitze einer feudalen Zeit gehen in Flammen auf. Barbaren herrschen mit dem blanken Schwert. Aber sie staunen über das, was sie vernichten. Aus dem Staunen wird Bewundern und aus dem Bewundern Verlangen. Die Phönizier sind es schließlich, die diese Wünsche der kindlichen Barbaren zu befriedigen in der Lage sind. Mit ihren reich beladenen Frachtern, mit Öl und Wein, Gewürzen und Delikatessen, mit Geweben und Lederwaren, mit Keramik und Glas.

Längst waren die Phönizier darüber hinaus, ägyptische Schiffe zu kopieren. Außerdem hatte man inzwischen auch das astronomische Wissen der Babylonier übernommen. Hatten die Kreter und Ägypter sich noch – reichlich grob – nach dem Sternbild des Großen Bären gerichtet, so navigierten die Phönizier, wie uns Herodot berichtet, exakt nach dem Kleinen Bären mit dem Polarstern. Damit war es möglich, einen genauen Kurs abzusetzen. Noch wichtiger: Die geographische Breite war durch einfaches Messen der Winkelhöhe des Himmelspols im Kleinen Bären mit Leichtigkeit festzustellen.

Zugegeben, der Himmelspol lag damals nicht

wie heute unmittelbar neben dem Polarstern. Er befand sich vielmehr zwischen dem Großen und dem Kleinen Bären, mehr in der Nähe des Sterns Kochab, der am entgegengesetzten Ende des Kleinen Bären steht. Doch die Phönizier scheinen genau gewußt zu haben, wo der Himmelspol lag. Plinius weist auf die Sternbeobachtungen der Phönizier hin, und Strabo berichtet, daß sie den Kleinen Bären zur Navigation auf hoher See benutzten.

Von den Phöniziern haben dann die Griechen ihr astronomisches Wissen bezogen. Bereits um 600 v. Chr. schreibt Thales von Milet das erste astronomische Lehrbuch der Navigation. Er war gewiß nicht der erste, der in der Lage war, ein einigermaßen zuverlässiges Besteck zu errechnen.

Schiffsbautechnisch war dagegen von den Babyloniern wenig zu lernen. Die Schifffahrt Mesopotamiens war auf Binnengewässer beschränkt und recht konservativ. Noch zur Zeit Sargons (um 700) werden die Boote mit Paddeln bewegt und nicht durch Ruder. Paddel kann man aber nur auf Kleinfahrzeugen benutzen, für seegehende Schiffe sind sie unbrauchbar. Gab es also bei den Babyloniern seemännisch nichts zu lernen, so reizten doch ihre Schiffsverzierungen zur Nachahmung. Besonders der in Mesopotamien übliche Pferdekopf am Bug scheint bei den Phöniziern Gefallen gefunden zu haben; er wird jedenfalls zur klassischen Stevenzier aller phönizischen Schiffe.

Im Palast des Königs Sargon (um 700) zu Korsabad sind solche Boote mit Pferdekopfsteven vorn und Fischschwanz achtern abgebildet. Sie

haben Holz im Schlepp und führen anscheinend auch Bretter als Deckslast – reine Flußfahrzeuge, die mit Paddeln bewegt werden. Ähnlich wurden die Hölzer, die für die Bauten Salomos in Jerusalem benötigt wurden, von Tyrus nach Jaffa geschleppt – jedoch von phönizischen Schiffen.

Holz! Der Name Ofir fällt ein und die Tatsache, daß auch aus Ofir Holz importiert wurde.

Auch die Flotte Hiram, die Gold aus Ofir holte, brachte von dort große Mengen Almuggimholz und Edelsteine.

(1. Kön. 10, 11)

Auch die Leute Hiram und die Leute Salomos, die Gold aus Ofir holten, brachten Almuggimholz und Edelsteine. Der König ließ aus dem Almuggimholz Schnitzarbeiten für das Haus des Herrn und den königlichen Palast sowie Zithern und Harfen für die Sänger anfertigen. Dergleichen hatte man vordem im Land Juda nicht gesehen.

(2. Chr. 9, 10–11)

Wir wissen nicht, was unter „Almuggim“, das Luther mit „Sandelholz“ übersetzt, gemeint ist. Wegen der weiten und kostspieligen Fracht muß es sich um ein Edelholz gehandelt haben. Dazu paßt die Bemerkung, daß man solches Holz nie zuvor in Israel gesehen habe. Teakholz vielleicht? Oder Ebenholz? Wieder einmal sind wir aufs Raten angewiesen, wie auch bei den „Edelsteinen“, von denen da die Rede ist. Genauer scheint hingegen eine andere Notiz:

Denn der König hatte eine Flotte, die mit den Leuten Hiram nach Tarschisch fuhr. Einmal in drei Jahren kam die Tarschischflotte und brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Perlhühner.

(2. Chr. 9, 21)

Außer Gold und Silber ist da von Elfenbein, Affen und Pfauen die Rede: Affen gibt es in Indien wie in Afrika. Pfauen weisen uns allerdings nach Indien, doch können sie unterwegs in einem Zwischenhafen an Bord genommen worden sein.

Indien oder Ostafrika? Und damit sind wir nun wieder beim Problem, wo wir Ofir zu suchen haben. Nicht im näheren Bereich, das sahen wir schon. Südarabien war auf dem Landweg gut erreichbar, desgleichen die äthiopische Region. Indien also? Oder Ostafrika?

Wofür wir uns entscheiden, ist fast eine – Geschmacksfrage. Ich neige eher zu Ostafrika aus guten Gründen. Zuvor aber eine Klarstellung: Die erwähnten Schiffe fuhren nicht nach Tarschisch, sondern nach Ofir. Die irrtümliche Bemerkung in 2. Chr. 9, 21 geht darauf zurück, daß die großen, seegängigen Schiffe allgemein die Bezeichnung „Tarschischschiffe“ hatten. Sie stellen eine Schiffsklasse hochseefähiger Fahrzeuge dar, die auf große Fahrt gehen können. Ihren Namen erhielten sie, weil sich diese Klasse auf den Fahrten nach dem fernen Tarschisch herausgebildet hatte. Tarschisch – oder Tartessos – lag in Südspanien, etwas landeinwärts vom heutigen Cadix. Über Jahrtausende hin war es der Hauptumschlagplatz für das zur Bronzeherstellung so wichtige Zinn. Da die wenigen Zinnlagerstätten des Mittelmeergebietes bald erschöpft waren, gewannen die reichen Gruben der „Kassiteriden“ – Cornwall und die Scillys – lebenswichtige Bedeutung für die Bronzeindustrie. Tarschisch war das Zentrum des Nordlandhandels. Von hier fuhren die seetüchtigen Tarschischschiffe über die Biskaja nach Britan-

nien und – durch die Säulen des Melkart – ins Mittelmeer. Tarschischfahrt war keine Küstenfahrt, sondern echte Hochseefahrt, oft mehrere Tagereisen außer Landsicht.

Auf diesen weiten Routen entwickelten sich die Tarschischschiffe, Fahrzeuge von 30 bis 40 Meter Länge und 8 bis 10 Meter Breite. Der Tiefgang mag – je nach Beladung – 2 bis 3 Meter betragen haben. Das ergibt – grob gerechnet – eine Wasserverdrängung von rund 400 Tonnen. Die Segelfläche war relativ klein, betrug kaum 300 qm. Schwere, voll gebaute Fahrzeuge also, die leicht untertakelt und damit recht sicher waren. Natürlich ging diese Sicherheit auf Kosten der Geschwindigkeit. Immerhin wurden recht ansehnliche Strecken pro Tag erreicht.

Thukydides berichtet, daß Handelsschiffe in vier Tagen von Abdera zur Donau segelten. Zahlreiche weitere Angaben dieses Schriftstellers bieten uns die Möglichkeit, für die Schiffe seiner Zeit eine durchschnittliche Leistung von 4–5 Knoten zu errechnen. Weniger schwer befrachtete Fahrzeuge waren entsprechend schneller. So berichtet Xenophon, daß ein phönizisches Kaperschiff von Rhodos nach Tyrus

drei Tage benötigte. Das macht bei 450 Seemeilen Entfernung 140 Seemeilen pro Tag oder eine Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 6 Knoten.

Diese Fahrzeuge waren also in Größe, Tragkraft und Reisegeschwindigkeit durchaus den Schornern vergleichbar, die im 19. Jahrhundert auf den europäischen Randmeeren, an den Küsten Amerikas und zwischen den Atollen der Südsee den Handel wahrnahmen. Die Neufundland-schoner allerdings, ebenso wie die Teeklipper und Weizenfrachter des 19. Jh., waren erheblich schneller. Immerhin, für eine Zeit, die dreitausend Jahre zurückliegt, leisteten die Tarschischschiffe Großartiges.

Solche Schiffe der Tarschischklasse waren auch für die Ofirfahrt geeignet. Und wenn wir die Notiz richtig verstehen, dann kamen sie in dreijährigem Turnus in den Heimathafen Ezjon Geber zurück.

Drei Jahre für eine Reise! Damit ist die These, Ofir sei in Südarabien zu suchen, endgültig nicht zu halten. Ofir lag weiter, viel weiter. In Ostafrika? Vielleicht gar weit im Süden, an den Küsten Mozambiks?

Zimbabwe – eine Theorie und ihr Schicksal

Es gab da eine bestechende Theorie: Zimbabwe. Bereits die ersten portugiesischen Entdecker erhielten im 16. Jh. Kunde von dem märchenhaften Goldland Zimbabwe. Doch alle

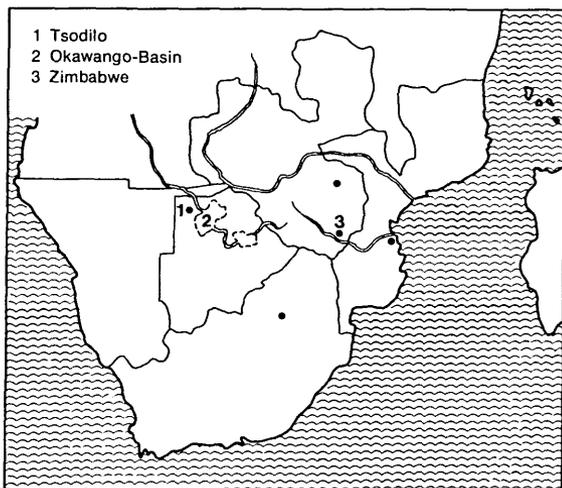
Versuche, es zu erreichen, scheiterten. Dabei war es bereits 1561 zu einem ersten Kontakt gekommen. Der Portugiese Silveira traf am Musengi den „Monomatapa“, den „Herrn der

Bergwerke“ von Zimbabwe. Doch erreicht hat erst im Jahre 1871 der deutsche Afrikaforscher Karl Mauch das so lange vergeblich gesuchte *Dorado*. Er stellte fest, daß Zimbabwe bereits seit Jahrhunderten in Trümmern lag. Doch einstmals mußte es eine ansehnliche Stadt gewesen sein. Noch die Ruinen zeugten von der Größe und Kraft einer längst vergangenen Zeit. Spontan erklärte Mauch die Bauten der Ruinenstadt für phönizisch und fragte, ob es sich nicht um das biblische *Ofir* handeln könne. Die Ähnlichkeit dieser Bauwerke, besonders der konischen Türme, mit den *Nuraghen*, die man auf Sardinien und Korsika antrifft, ist allerdings verblüffend. Man kann daher die Verbindung, die Mauch – nur auf den äußeren Augenschein hin – herstellt, durchaus verstehen.

Leider müssen wir von dieser verlockenden These heute abrücken. Die Forschungen der

letzten Jahre haben unter Anwendung der *Radio-Karbon-Methode* die Ruinenstadt Zimbabwe in eine spätere Zeit datiert. Zimbabwe war in zwei Epochen besiedelt, einmal zwischen 580 und 710 nach Christus und dann wieder von 1050 bis 1500. Nach Christus! Immerhin bleibt auch dann noch verblüffend, was der Spaten ans Licht brachte: Perlen und Porzellan aus China, Seide und andere Artikel, die auf Handelsverbindungen nach Ostasien und Indien weisen. Bis in jene fernen Länder wurden also die Produkte Zimbabwes exportiert: Gold, Kupfer, Elfenbein, Antimon. Vielleicht auch Sklaven? Denn Zimbabwe war ein ausgesprochener *Feudalstaat*, ein *Stadtstaat* von gut 10.000 Einwohnern, regiert von *Priesterkönigen*. Der Niedergang erfolgte aus Gründen, die uns ausgesprochen modern anmuten. Durch *Überbeweidung* wurde die *Vegetation* vernichtet. Die bis dahin *grasreiche Savanne* wurde zur *Wüste*. Dieser Vorgang, der sich heute in der *Sahel* und in vielen anderen Gebieten abspielt, vollzog sich in Zimbabwe in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Der Mensch bereitete sich in seiner *Maßlosigkeit* selbst den *Untergang*.

Die These, Zimbabwe sei von Phöniziern erbaut, müssen wir unter diesen Umständen auf jeden Fall aufgeben. Doch andere Hinweise und Spuren, zwielichtig und schwer zu deuten, gibt es noch. Zimbabwe stellt ja nur einen engen Ausschnitt dar aus dem weiten Gebiet des *Maschonadistrikts*. Alte *Bergwerke* und *Minen*, in denen *Gold* und *Antimon* gefördert wurden, finden sich auf einem weiten *Umkreis* in *Selukwe*, *Queque* und *Gwelo*. *Gold*: Stichwort für



Punt und für Ofir. Antimon: wie es nachgewiesen wurde in ägyptischem Schminkrot!

Und dann stieß Professor Dart – derselbe, der den südafrikanischen Affenmenschen fand – in Rhodesien auf Fels- und Höhlenmalereien. Dart vertrat die Ansicht, diese Malereien stammten nicht von Buschmännern, sondern gingen in viel frühere Zeit zurück. Dart fragte, ob die Menschen einer weißen Rasse, die auf diesen Bildern erscheinen, nicht Altägypter darstellten. Dart wurde – wie konnte es anders sein – ausgelacht. Damit schien seine Hypothese erledigt – bis in den dreißiger Jahren Leo Frobenius Südafrika auf solche Felsmalereien hin durchstöberte. Er fand viele bis dahin unbekannte Bilder und deutete sie wie Dart. Doch auch über ihn brach man den Stab. Männer weißer Rasse vor Jahrtausenden in Südafrika? Unmöglich!

Von 1942 bis 1952 untersuchte Abbé Breuil Hunderte dieser alten Felsmalereien. Breuil galt als der größte Kenner auf dem Gebiet der Höhlenmalereien. Ihn konnte man nicht mit einem überlegenen Achselzucken abtun. Und Abbé Breuil bestätigte, was Dart und Frobenius vermutet hatten: Unter den Felsmalereien befinden sich viele sehr alte, auf denen weiße, offenbar der Mittelmeerkultur zugehörige Menschen dargestellt sind. Und tatsächlich ergab hier die Nachprüfung durch die Radium-Karbon-Methode: Diese Felsmalereien stammen aus der Zeit um 1500 vor Christus. Das paßt genau in die Zeit der Fahrten nach Punt, die Hatschepsut veranlaßte.

Wir stehen hier an der Grenze von Wissenschaft und Phantasie. Noch ist über die Felsmalereien

von Zimbabwe nicht das letzte Wort gesprochen. Noch wäre es voreilig, wenn wir sagten: So und nicht anders ist es gewesen. Noch heißt es abwarten, was in den kommenden Jahren die Fachwissenschaft ans Licht bringen wird. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß in letzter Zeit noch ein anderes Gebiet in den Zusammenhang mit den Puntfahrten gebracht worden ist. Es überrascht, daß es im Herzen Südafrikas liegt, in Botswana. In der abgelegenen Nordwestecke des Landes, unweit der namibischen Grenze mit dem sogenannten Caprivi-Zipfel, ragen die Tsodiloberge aus der Wüstensteppe. Mehr als zweitausend Felsmalereien wurden hier bisher entdeckt, die ältesten schätzt man auf vier- bis sechstausend Jahre. Für unsere Überlegungen im Zusammenhang mit Punt-Ofir sind aber die Ruinen und Minen interessanter, die man am Nord- und Westrande der Okavango-Pfanne fand. Schächte und Schmelzöfen, Brunnen und steinerne Wasserbecken geben neben den Mauerresten von Häusern davon Kunde, daß hier einst reges Leben herrschte. Die eigentliche Sensation ergab sich, als man die Funde zu datieren begann. Nach der Kohlenstoff C 14-Methode sind die älteren Teile der Siedlungen um 550 vor Christus entstanden. Einige Testproben führten sogar in das späte 10. Jahrhundert vor Christus. Und damit hätten wir Anschluß an die Ära Salomos! Auch die Minen gehen – wenn man der starken Verwitterung Beachtung schenkt – in sehr frühe Zeiten zurück. Eisen, Kupfer und Gold sind hier gefördert und verhüttet worden. Noch aber reicht das vorliegende Material nicht aus, endgültige Schlüsse zu ziehen.

Wenn die Sonne
im Norden steht

Mißglückte Meuterei

Channo blickte verächtlich auf das Schiffsvolk hinab, das sich lärmend auf dem Mitteldeck drängte. Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, daß der Schiffsführer Chenibal eine Handvoll verlässlicher Leute herangewinkt hatte. Asarja und Adoniram, die Beauftragten Salomos, traten aus dem Sonnzelt. Gemächlich schlenderten sie über das Achterdeck. Doch Channo sah, daß sie die Hand am Schwert hielten, Männer, die unter David gedient hatten.

Auch auf den Nachbarschiffen schien man wachsam zu sein. Es war wohl nicht Zufall, daß Charams Segler enger aufschloß. Und drüben an Backbord ließ eben Geber einen Mann zum Mastkorb aufentern. Er sollte wohl ausschauen, warum sich hier auf der „Arvad“ das Schiffsvolk nach achtern drängte. Hilfe war also nah, falls es hart auf hart kam.

Doch Channo war überzeugt, daß er die aufkeimende Meuterei allein werde bändigen können. Zu oft schon hatte er aufmuckendes Schiffsvolk zur Vernunft gebracht. Er würde auch mit diesen hier fertig werden – bei der großen Göttin Belit Gibla!

„Wer etwas zu sagen hat, der trete vor!“ Er hatte es nicht einmal laut gesagt. Doch die Matrosen duckten die Köpfe, drängten sich enger zusammen und suchten sich durch Blicke zu ermuntern. Jetzt schoben sie einen Blatternarbigen nach vorn. Sieh an, den krätzigen Kynon von Zypern haben sie zu ihrem Wortführer ernannt! Hat der Kerl wirklich die Stirn, etwas zu sagen?

„Wir wollen umkehren!“ bellte Kynon heraus. Channo sah ihn nicht einmal an, fragte nur „Warum?“, und es klang gelangweilt. Einen Augenblick verschlug es Kynon die Sprache, dann

schnappte er zurück: „Warum? Weil diese Fahrt in die Hölle führt!“ Die Männer im Hintergrund schrien durcheinander, drängten näher. Das gab Kynon neuen Mut: „Geben uns die Götter nicht ein deutliches Zeichen?“ Er wies zur Sonne. „Wer hat je gesehen, daß die Sonne zur Mittagszeit im Norden stand?“ Seine Stimme überschlug sich: „Der Wagen der Sonne hat seine Bahn verlassen! Schemesch zieht jetzt einen Weg, wie noch kein Mensch ihn jemals sah. Seit heute früh die Küste zurückwich, haben wir Kurs nach West; und die Sonne steht uns zur Rechten. Sie steht in Mitternacht am hellen Mittag!“

„Sonst noch etwas?“ spottete Channo. „Noch etwas?“ heulte Kynon. Dann fing er sich: „Ja, noch etwas! Seit Wochen, seit wir die Insel Sukatara hinter uns ließen, haben wir den Wind im Rücken. Tag um Tag, Woche um Woche weht es hier von Norden. Gute Fahrt gab uns der Gott der Winde. Zu gute Fahrt! Nur: umkehren können wir nicht. Nie!“ Er hob die Fäuste gegen den Himmel. „Es gibt keine Heimkehr für uns. Stets kommt auf diesem gottverlassenen Meer der Wind von Norden.“

„Schlimm, ganz schlimm!“ höhnte Channo. „Doch eines hast du noch vergessen: Auch die Strömung trägt uns stetig nach Süden.“ Kynon duckte sich. „Ich habe es wohl bemerkt! Doch wenn nur ein einziges Mal der Wind umgesprungen wäre! Ein steifer Wind aus Süd brächte uns auch gegen die Strömung heim. Aber nein: immer bläst es nur aus Nord! Immer nur aus Nord!“ Er wandte sich seinen Gefährten zu: „Es gibt keine Rückkehr mehr, keine!“ Er schrie es, fast hysterisch.

Breitbeinig stand Channo auf dem Achterdeck.

Wiegend folgte er den Bewegungen des Schiffes in der Dünung. Jetzt lachte er, so unbeschwert, daß alle verstummten und auf ihn starrten.

„Kynon, ich bewundere deinen Verstand! Da beweist du mir eben, daß es keine Rückkehr gibt –“ „Nein, keine!“ heulte Kynon. „Und weil die Rückkehr unmöglich ist“, Channo lachte lautlos, „weil Rückkehr unmöglich ist, sollen wir umkehren!“

Die Männer stutzten, Kynon öffnete den Mund, vergaß ihn zu schließen. Channo, mit eisalter Verachtung: „Ihr seid mir Schlauköpfe! Umkehr unmöglich, darum laßt uns umkehren!“

Ein Stöhnen ging durch die Mannschaft. Fäuste ballten sich, Flüche erklangen. „Du bist schuld! Du hast uns ins Verderben geführt!“

„Ruhe!“ Channos Stimme übertönte sie alle. Seine Hand schnellte vor, wies auf einen Graukopf in der vordersten Reihe: „Du da! Warst du nicht mit mir in Tarschisch?“ Des Alten Augen blitzten. „Ja, Herr, in Tarschisch!“ Channos Hand fuhr vor auf einen Matrosen mit bronzefarbener Haut: „Und du warst bei mir an Bord, als wir den Berg der Götter aus dem Ozean steigen sahen.“ Zu einem anderen, der ständig zu grinsen schien, da ein Schwerthieb ihm die Wange zerschlitzt hatte: „Und du, fuhrst du nicht mit mir zu den fernen Zinninseln im Norden?“ Channo schlug ärgerlich in die Luft. „Ach, was soll ich euch alle aufrufen und an die Meere erinnern, die wir durchpflügten! Ich führte euch zu den Enden der Welt. Und wieder zurück nach Sidon! Immer brachte ich euch sicher heim, immer!“

Die Männer schwiegen betreten. Bis Kynon murrte: „Da stand aber nie die Sonne im Nor-

den!“ „Nein, du Schlaukopf!“ lachte Channo. „Aber dafür atmete der Ozean wie dieser hier.“ Er wandte sich einer Gruppe von Matrosen zu, die sich etwas zur Seite geschoben hatten, als ob sie sich von den anderen absetzen wollten. „Ihr werdet euch erinnern, wie es damals im Nebelland des Nordens war: Wißt ihr noch, wie das Wasser dort fest wurde? Spürt ihr noch das Grauen, als die blonden Nordmänner erzählten, daß dort im Winter die Nacht viele Monate währt? Saht ihr nicht selbst, daß im Sommer die Sonne selbst um Mitternacht nicht unterging?“

Er wandte sich an Kynon. „He du! Das war schlimmer als hier, wo die Sonne nur eine andere Bahn fährt. Ja, laß dir von denen da erzählen, was wir auf unseren Fahrten erlebt haben: Wie der Ozean zu Kristall erstarrte, so daß man auf ihm gehen konnte. Jawohl, wir gingen auf dem Ozean. Mach uns das erst mal nach, Kynon! Und dann rede zu Männern!“

Die alten Fahrensleute gaben dröhnend Beifall. „Ja, ihr erinnert euch: An die Riesebären in weißen Pelzen, an die Ungeheuer im Meer, diese tauchenden Stiere mit den langen Hauern. Oder an das Einhorn des Ozeans, von dem die Nordmänner Elfenbein gewinnen! Was haben die Narren in Sidon gespottet, als wir von all diesen Wundern berichteten. Sie schalten uns Lügner, glaubten uns kein Wort. Und doch war es so; wir haben das alles wirklich erlebt.“

Die Alten jener abenteuerlichen Reisen brüllten lauten Beifall. Channo meinte, das Spiel schon gewonnen zu haben. „Ja! Und wie werden die Purpurhändler und Seidenkrämer die Köpfe schütteln, wenn ihr erzählt: Wir hatten auf Westkurs die Sonne zur Rechten!“

Der Krätzigte kämpfte sich mit den Ellenbogen nach vorn. „Nichts werden wir erzählen! Wir kehren nimmer heim!“ Beschwörend hob er die Arme, wies auf die im steifen Nordmonsun schwellenden Segel: „Immer weht es von Mitternacht, nie kommen wir nach Haus!“

Mit herrischer Handbewegung scheuchte Channo den Narbigen zurück. „Nichts weißt du, gar nichts! Du siehst nur, wie der Wind von Norden weht, seit wir die Insel Sukatara verließen.“ Kynon, fast schon flehentlich: „Wochen ist das her, Wochen!“ Channo blickte verächtlich auf ihn hinab. „Was sind schon Wochen bei einer Seefahrt wie dieser! Hier zählen nur Monde.“ Channo wandte sich wieder den anderen zu. „Fast ein halbes Jahr lang weht auf diesem Meer der Wind von Nord. Dann springt er um und weht mit gleicher Beständigkeit aus Süd.“

Schweigen. Kynon duckte sich, fragte unsicher: „Und – woher weißt du das?“ Channo warf den Kopf in den Nacken. „Von den braunen Seefahrern, die wir an Sabas Küste trafen. Und ich hörte schon früher davon, lange bevor wir Ezjon Geber verließen.“

Der Graukopf schob sich vor. „Wer konnte dort von diesen Winden Kenntnis haben?“ Channo wies auf Asarja: „Der weise König gab seinen Männern dieses Wissen mit auf den Weg.“

Kynon lachte grell auf. „Der Jude! Ho, was versteht ein Jud' von der See?“ Asarja war vorgetreten, sah dem Blatternarbigen ruhig in die Augen. „Woher der König sein Wissen nahm, ist sein Geheimnis. Doch ich kann dir beweisen, daß vor uns schon andere diese Küsten befuhren und, was für dich so wichtig ist, auch richtig wieder heimkamen.“

„Du kannst es beweisen?“ fragte der Alte. Asarja nickte. „Ich bekam eine genaue Beschreibung der Route mit auf den Weg. Wir haben heute früh ein Kap umfahren, von dem aus die Küste jetzt nach Westen verläuft. Aus dem Munde des weisen Königs erfuhr ich, daß wir nunmehr in wenigen Tagen einen mächtigen Strom erreichen werden, der sich in zahllosen Mündungen in den Ozean ergießt.“

Der Graukopf zog die Brauen zusammen. „Wie der heilige Nil?“ Asarja nickte: „Ähnlich dem Nil. Doch während das Dalet* des Nils aus fruchtbarem Ackerland besteht, ist das Mündungsgebiet des Stromes, der vor uns liegt, von undurchdringlichem Wald bedeckt.“ Asarja warf den Kopf in den Nacken. „Haben wir diesen Strom passiert, dann ist es nicht mehr weit bis zu dem Goldland.“

„Das sollen wir glauben?“ knurrte Kynon. „Du brauchst es nicht zu glauben“, warf Asarja über die Schulter hin, „du wirst es sehen.“ Er wandte sich den anderen zu. „Und dann werdet ihr alle wissen, daß vor uns schon andere hier waren und heil nach Hause kamen.“

* Dalet: Das Dalet ist der vierte Buchstabe des phönizischen und des hebräischen Alphabets. Von den Griechen wurde es später als Delta übernommen.

Um das Kap der Guten Hoffnung

Ich sagte es schon: Die Phantasie hat uns in Fahrt gebracht. Aber nicht nur sie, auch der Monsun. Zwar liest man allenthalben, erst im vorchristlichen Jahrhundert sei die Existenz des Monsuns entdeckt worden, doch: Sollten die der See und dem Wind so eng verbundenen Seefahrer früherer Zeit wirklich nicht bemerkt haben, daß im Indischen Ozean der Wind jahreszeitlich wechselt? Inder und Araber der Bronzezeit müßten mit Blindheit – oder mit Dummheit – geschlagen gewesen sein, wäre ihnen dieser Windwechsel nicht aufgefallen, sie, die mit der Natur und ihren ursprünglichen Kräften lebten. Er sprang ihnen ja förmlich ins Gesicht, mit Böen und Regenschauern bis hin zu Sturmstößen. Nein, sobald der Mensch es wagte, sich von der Küste zu lösen und über freie See sein Ziel anzusteuern, muß er diesen regelmäßigen Wind, auf den Verlaß war, genutzt haben. Und hatte er das Wagnis der offenen See das erste Mal erfolgreich gemeistert, so wird er es immer wieder getan haben. Nichts ist gefährlicher für ein rahgetakeltes Segelschiff, das nur begrenzt an den Wind gehen kann, als eine Küste in Lee. Nur die, die das Meer nicht kennen, fürchten die offene See; der Seemann weiß, wie gut es ist, noch hundert Seemeilen bis zum nächsten Land zu haben.

Es ist den Phöniziern zuzutrauen, daß sie den Monsun genutzt haben, wie es vor ihnen die Ägypter schon taten, so, wie es an den Küsten des Indischen Ozeans seit alters her Brauch war. Aber: Das ist Hypothese, beweisbar erst, wenn uns eine schriftliche Kunde aus jener Zeit davon Zeugnis gibt. Keine Hypothese aber ist, wenn die Sonne „im Norden steht“. Hier bewegen wir

uns auf dem festen Boden der Historie. Unser Gewährsmann heißt Herodot. Er ist um 490 v. Chr. in Halikarnassos geboren, ein Mann mit großem Unternehmungsgeist, der sich in jungen Jahren am Sturz des Tyrannen Lygdamis beteiligt hat. Später bereist er Ägypten und Mesopotamien, lernt die afrikanische Mittelmeerküste und die Nordküste des Schwarzen Meeres kennen und „erfährt“ so die damalige Welt zwischen Persischem Golf im Osten und Sizilien-Italien im Westen.

In seinem großartigen Geschichtswerk schildert er auch die von ihm besuchten Länder, Völker und ihre Sitten – ein ungeheures Geschichtswerk mit einer Fülle von Details, aufgelockert durch eingestreute Anekdoten und Stories, das erste große Geschichtswerk der Weltgeschichte; ganz offensichtlich muß es ein hinreißendes Buch gewesen sein. Selbst die sonst eher hochnäsigen Athener zollten ihm lautstarken Beifall, als er seine erste Vorlesung daraus hielt.

In diesem Buch erzählt Herodot nun, daß ägyptische Schiffe auf Weisung des Pharao Necho II (609–594 v. Chr.) Afrika umfahren haben:

„Afrikas Gestalt zeigt schon, daß es – abgesehen von dem an Asien grenzenden Teil – auf allen Seiten vom Meer umströmt ist. Als erster hat das, soviel ich weiß, der Pharao Necho von Ägypten bewiesen. Nachdem er die Arbeit an dem Kanal, der den Nil mit dem Roten Meer verbinden sollte, eingestellt hatte, rüstete er eine Expedition aus und gab ihr den Auftrag, um Afrika herum durch die Säulen des Herakles zurück ins Mittelmeer zu fahren und so wieder nach Ägypten zu kommen. Die Phönizier bra-

chen also auf und fuhren aus dem Indischen in das Südliche Meer. Als es Herbst wurde, gingen sie an Land, bebauten die Felder und ernteten sie ab, wo sie sich gerade in Afrika befanden. So kamen sie nach zwei Jahren durch die Säulen des Herakles und kehrten im dritten nach Ägypten zurück. Sie erzählten – ich mag das nicht glauben, vielleicht aber glaubt es ein anderer – sie hätten, als sie Afrika umfuhren, die Sonne zur Rechten gehabt.“

Herodot weiß also, daß Afrika ein Kontinent ist, der auf allen Seiten vom Ozean umgeben ist. Ein Wissen übrigens, das bald darauf verlorengiht. Vielleicht war Herodot selbst schuld daran? Denn seine Bemerkung, bei der Umschiffung Afrikas hätte man die Sonne zur Rechten gehabt, muß für die Menschen der damaligen Zeit unglaublich klingen, die unsere Erde für eine flache Scheibe hielten. Nur einige wenige Gelehrte wußten, daß die Erde eine Kugel ist, hatten sogar versucht, ihren Umfang zu berechnen. Doch dieses Wissen existierte nur im Elfenbeinturm der Denker, für alle anderen war sichtbar und erfahrbar die weit sich dehnende Erdscheibe. Auch Herodot ahnte offenbar nichts von der Kugelgestalt unseres Planeten. Sonst hätte er dem Bericht der Seefahrer Glauben geschenkt. Heute ist uns selbstverständlich, daß auf der Südhalbkugel die Sonne von Osten über Norden zum Westen zieht.

Wenn also als besondere Denkwürdigkeit jener Afrika-Umfahrung berichtet wird, man habe bei der Umfahrung – also auf Westkurs – die Sonne zur Rechten – also im Norden – gehabt, so beweist dies klar: Die Flotte Nechos hat unter phönizischen Seeleuten tatsächlich das Kap der Guten Hoffnung umrundet. Denn erdenken konnte sich dies zu Theben niemand.

Und noch eines: Woher wußte Necho, daß man Afrika umfahren konnte? Woher kannte er die „Gestalt“ Afrikas? Woher nahm er die Gewißheit und den Mut, einen so „unmöglichen“ Befehl zu geben? Auch dies ist merkwürdig. Wir hatten ja schon gefragt, auf Grund welcher Tatsache Hatschepsut ihrer Flotte so klare Weisung hatte geben können. Und vor ihr Sahure. Und vor Sahure wohl schon andere? Wir hatten gefragt, woher Salomo wußte, daß der Kurs, den er seinen Schiffen vorgab, nach Ofir führte? Nur eine Antwort ist möglich: Salomo wußte es über seine ägyptische Gattin, die dieses Wissen aus den Archiven der Pharaonen mitgebracht hatte, über eine lange, alte Tradition. Es spricht vieles dafür, als sei Sahure wirklich nicht der erste gewesen, der nach Punt fuhr. Und es sieht auch so aus, als sei Necho nicht der erste gewesen, der Afrika umfahren ließ. Sahure wußte, was er befahl. Und auch Necho war seiner Sache sicher.

Eine Fahrt hat sich gelohnt

Im Goldland

Den Kapitänen und Kaufherren gingen die Augen über. Es hatte sich gelohnt, nach Punt zu fahren. Der Vorstoß in das Unbekannte, der aufreibende Marsch ins Inland, Moskitos, Fieber, schwüle Hitze: es hatte sich gelohnt!

Welche Schätze schleppten da die Sklaven dieses schwarzen Fürsten heran: Silber und Edelsteine, riesige Stoßzähne von Elefanten und – Gold! Wer wollte da noch über diesen Mohrenkönig lachen, der mit klirrenden Bronzeringen an den Beinen daherkam? Wer wollte noch Witze machen über seine beleibte Gemahlin, die sich beim Gehen von zwei Sklavinnen stützen lassen mußte? Ja, sie waren Barbaren, aber sie besaßen Gold, Gold in Fülle. Und Gold wog alles auf: die Grausamkeit, mit der dieser Fürst über seine Sklaven die Peitsche schwang, die tierische Art, in der er die Speisen herunterschlang, die schwülen Feste, bei denen es nach Blut roch. Der Fürst besaß Gold. Und darum war er kein Barbar.

Diese Wilden trugen Holzscheiben in den aufgeschlitzten Lippen. Sie rochen nach dem ranzigen Fett, mit dem sie ihr Haar zu Lehmknötchen frisiert hatten. Sie waren ohne Zweifel Menschenfresser! Was tat das alles! Wenn sie nur Gold herbeischleppten, Gold.

Die Kapitäne aus Tyrus und Gebal hatten sich gut in der Gewalt. Sie waren in der Welt herumgekommen, verstanden sich aufs Handeln. Wenn auch die Herzen brannten, ihre Gesichter blieben kühl und unbeteiligt. Sie neckten die Äffchen, die ihnen angeleint vorgeführt wurden, und machten den dickleibigen Schönen bewundernde Augen. Channo sah zu den Beamten des weisen Königs Salomo hinüber. Nicht einen Augenblick hatten sie verraten, wie sehr sie dieser Reichtum hier

überraschte. Mit fast verächtlicher Lässigkeit wühlte Adoniram in den Diamanten, und Asarja winkte gelangweilt ab, als vier Sklaven einen übermannshohen Elefantenzahn vor ihm aufrichteten. Dabei wußte Channo, daß Salomos Beauftragte nie zuvor über die Grenzen ihres kleinen Juda hinausgekommen waren. Woher nahmen sie nur diese Selbstbeherrschung? Wie gelang es ihnen, sich so ruhig zu zeigen, als wüßten sie nichts von dem Wert dieser Schätze? Oder – Channo runzelte die Stirn – hatten sie von all diesem hier schon längst gewußt? Hatte ihr König sie darauf vorbereitet? Doch, wenn es so war, woher nahm dieser Salomo solche Weisheit? Hatte ihm sein Gott offenbart, daß es am Rande der Welt diese Schätze gab?

Gleichwohl! Channo riß sich von seinen Gedanken los. Hier und heute heißt es: Augen aufgemacht und aufgepaßt! Hier wird gehandelt, hier wird verdient.

Nur gut, daß dieser schwarze Barbar gar nicht ahnt, welche Schätze er besitzt, nein, besaß! Denn, schau her, du Barbar, dieser Goldbarren hier ist schon mein. Gegen ein paar Fetzen buntes Leinen habe ich ihn eingetauscht. Diesen mächtigen Elfenbeinhauer bietet mir die schwarze Fratze an? Da, diese Handvoll Glasperlen halte ich dagegen. Du willst nicht? Dann eben nicht. Mir ist an diesen bleichen Elefantenknochen gar nichts gelegen, nein, gar nichts. Sieh an: Kaum stelle ich mich gleichgültig, so geht er auf den Handel ein. Na also, warum denn nicht gleich? Da hast du die Glasperlen. Bei der großen Belit Gibla: das war ein gutes Geschäft. Doch, Channo, laß es dir nicht anmerken, schneid' ein Gesicht, als fühltest du dich betrogen!

Und nun zu den bunten Steinen da: etwas so Herrliches habe ich noch nicht gesehen. Reiß dich zusammen! Der Schwarze braucht nicht zu ahnen, daß du dir für einen einzigen dieser Diamanten ein Schloß kaufen kannst. Wühle achtlos in den Steinen herum, als seien es wertlose Kiesel. Ha, du speckiger Mohr, mach mir nur Zeichen, daß du es auf mein Eisenmesser abgesehen hast. Ich habe das längst gemerkt und darum eben – so ganz nebenbei – die kopfgroße Nuß damit gespalten. So ein Messer käme dir zupaß, wie? Jetzt endlich beginne ich zu begreifen: Mein Messer willst du? Nein, nein, das brauche ich selbst! Ah,

du bietest den ganzen Beutel mit Diamanten dafür? Na gut, hier ist mein Messer. Her mit dem Beutel!

Channo erhebt sich, winkt seinen Kapitänen mit den Augen: Schluß für heute! Sonst denken diese Tröpfe gar, wir seien auf ihr Gold und Elfenbein erpicht. Morgen schachern wir weiter oder auch erst übermorgen.

Er winkt seinen Dienern. Die rafften die Schätze zusammen, die Channo achtlos mit dem Fuß zusammenschiebt. Der Tag hat sich gelohnt. Was er erbrachte – nicht auszudenken. Dein Lebensabend, Channo, ist gesichert.

Gold gegen Glasperlen

Zimbabwe war der Ort der Handlung, dort wo Abbé Breuil die Felsmalereien entdeckt hatte: Erzählen sie vielleicht vom Kommen der Flotte Salomos? Erzählen sie, wie Juden und Phönizier Glasperlen, Eisenwaren und bunte Tuche als Tauschartikel anbieten für unermessliche Schätze: Gold, Edelsteine, Elfenbein? Vielleicht! Das ist nicht ganz so selbstverständlich, wie es hier scheinen mag. Einige Forscher haben behauptet, die Fahrten nach Punt und später die nach Ofir seien reine Raubfahrten gewesen. Die Seeleute der Hatschepsut und die des Salomo hätten in bewährter Piratenmanier die Küsten geplündert und den Raub als Beute heimgebracht. Ich mag mich dieser Ansicht nicht anschließen.

Das Beladen der Schiffe dort im Bildbericht der Hatschepsut zeichnet ein eher friedliches Bild. Da ist auch nicht die Spur von Raub zu bemerken. Kann man überhaupt Kübelpflanzen bei einem Raubüberfall erbeuten? Das würde voraussetzen, daß die Eingeborenen die Pflanzen bereits in Kübeln zogen; unsinnig, wenn man bedenkt, daß sie solches gar nicht nötig hatten, weil diese Bäume überall in ihrer Umgebung frei wuchsen. Man wird also diese Bäumchen vorsichtig ausgegraben und in Kübel gepflanzt haben, eine Arbeit, die umständlich ist und Zeit erfordert, Zeit, die man bei raschem Piratenstreich nicht zur Verfügung hat.

Und was für die Fahrten der Hatschepsut gilt,

über die wir ja einen Bildbericht besitzen, dürfte auch für die Ofirexpeditionen Salomos zutreffen. Gewiß, Salomo hat im Anfang seines Königtums hart durchgegriffen, als es galt, seinen Thron zu sichern. Doch stets waren es einzelne Personen, an denen er Gewalt übte. Uns ist aus seiner langen Regierungszeit aber kein einziger Fall bekannt, wo er mit dem Schwert oder auch nur unter Androhung von Gewalt gegen ganze Stämme, Städte oder gar Völker vorging. Im Gegenteil, als Rezon von Damaskus sich selbständig machte, ließ Salomo ihn gewähren und versuchte nicht, mit militärischer Gewalt den Norden zurückzugewinnen. Und auch den Edomiter Hadad ließ er, soweit wir wissen, unbehelligt.

Ausgerechnet in Übersee, im fernen Ofir, sollte Salomo seinem Namen Unehre getan und sich als Räuberkönig erwiesen haben? Es scheint unwahrscheinlich, zu fern dem, was wir an Spuren dieses Königs fanden. Die Annahme, er habe auch in diesem Fall seinen Vorteil im Handel gesucht, entspricht dem Wesen dieses Mannes viel besser.

Wenn wir dem zustimmen, bleibt nur noch die Frage, was Salomo seinen Schiffsleuten mit auf den Weg gegeben haben mag. Weizen und Öl, wie einige Kommentare meinen? Kaum, denn

Hunger litten die Eingeborenen Afrikas wohl nicht. Doch an „Industriegütern“ hatten sie Mangel: an Tuchen, an Hausgeräten aller Art, an Messern, Äxten und anderem Werkzeug. In Tyrus gab es davon genug. Und außerdem: Solche Dinge benötigen wenig Stauraum, sind auch nicht verderblich wie etwa Lebensmittel. Ich vermute deshalb, daß Salomo seinen Leuten dieselben Tauschartikel mitgab, wie sie – Jahrtausende später – die Portugiesen, die Spanier oder Holländer mit sich führten: billigen Schmuck, bunte Glasperlen, bedruckte Tuche, Werkzeuge und Geräte jeder Art. Fünfhundert Jahre nach Salomo haben es auch die Karthager so gehalten, als sie an der Westküste Afrikas nach Süden vorstießen. Und was für Afrika gilt, das gilt auch, in noch stärkerem Maße sogar, wenn wir – wie es oft geschieht – Ofir nach Indien verlegen. In Indien hätte man für Getreide oder Öl kein Interesse gefunden, aber kaum auch für die eben aufgeführten Tauschgüter. Denn Indien – ein Land von hoher Kultur – besaß selber eine reiche Auswahl an derlei Dingen! Für jeden, der Ofir in Indien sucht, bleibt daher die Frage: Womit hätte wohl Salomo in Indien das Gold und Elfenbein bezahlt? Die Antwort muß offen bleiben. Gerade dies aber spricht ein weiteres Mal dafür, daß wir Ofir – und Punt – in Afrika zu suchen haben.

Channo beginnt zu begreifen

Die Landratten aus Juda behielten recht. Der Wind war umgeschlagen, wehte stetig nun aus Süd. Kynon schlich geduckt umher, da alle ihn verspotteten. „Wie war das doch, Kynon? Wir kehren nie zurück zur Heimat?“ Doch es lag in ihrem Spott keine Feindschaft. Sie alle waren ja viel zu glücklich, um hassen zu können. Welche Schätze bargen die Schiffe! Und es ging heimwärts, immer nach Norden, nach Norden.

Steif standen die Segel, als die Flotte gegen die Meeresströmung ankämpfte. Es kam der Tag, an dem Channo die Mannschaft nach achtern rief. Erwartungsvoll drängten sie sich auf dem Deck. Channo trat an den Rand des erhöhten Achterdecks, winkte dem Graukopf, der mit ihm in Tarschisch gewesen war. „Tritt vor, Alter, und sieh!“ Channo streckte den Arm aus. In der Hand hielt er eine Schnur, an deren Ende ein gerader Stab hing. „Wie weist der Schatten, Alter?“ Graukopf bückte sich vor, betrachtete den kurzen Schatten, den der Stab auf das Deck warf. Nun blinzelte der Alte zur Sonne hinauf. Ein Lachen lief über seine verwitterten Züge: „Männer! Dieser lotrecht hängende Stab wirft seinen Schatten nach Nord. Die Sonne steht wieder im Süden!“ Lärm brandete auf, Kynon drängte vor, starrte auf den Schatten, blickte zu Channo empor, der jetzt den Stab fallen ließ. Kynon sprach kein Wort, nickte nur stumm. Da schwand auch der letzte Zweifel. Die Sonne war wieder in ihrer Bahn, nun wurde alles, alles wieder gut.

Doch es verstrichen nochmals Woche um Woche, ehe die Insel Sukatara aus dem Ozean tauchte. Auf Westkurs ging die Flotte dann, der Wind kam nicht mehr achterlich, sondern von der Seite. Doch es reichte, den Kurs durchzuhalten. Eines

Morgens stieg ein schroffes Vorgebirge aus dem Dunst. Kap der Hunde nannten es die Lotsen, die Channo in Sukatara an Bord genommen hatte. Bald darauf lief die Flotte in eine zauberhafte Bucht ein. Schwarze Felswände ragten aus der kristallinen Bläue des Wassers, sie boten Schutz vor dem Wind.

Fremdartige Schiffe lagen hier vor Anker. Die Lotsen wußten zu berichten, daß sie aus fernen Landen weit im Osten kamen. Welch ein Lärm im Hafen! Schlimmer noch als in Tyrus, ein Schachern und Feilschen wie in Tarschisch, doch nicht um Zinn oder Elfenbein aus dem Nordmeer, nicht um den Bernstein, die Tränen der Sonne. Weihrauch bot man hier feil, in Ballen säuberlich in Strohmatten verpackt. Schon am ersten Abend gab es Ärger mit Seeleuten, die aus dem Reich des Pharao kamen. Argwöhnisch hatten sie die Phönizier beobachtet. Was suchten die hier? Wie kamen sie überhaupt hierher? Die Seefahrt auf diesem Meer gehört allein dem Pharao und seinen Flotten!

Channo sah: Kam es zum Streit, dann war die Heimkehr gefährdet. Auf diesem Meer besaß der Pharao die Herrschaft. Channo wollte Erkundigungen einziehen, woher der Weihrauch komme. Doch Adoniram hatte es schon erfragt: In den Gebirgstälern des Hinterlandes wuchsen die Sträucher wild. Für heilig hielt man die Bäumchen, für heilig auch die Familien, die das Vorrecht besaßen, die Stämme anzuritzen und das aus der Wunde sickernde Harz zu sammeln. Channo wollte weiter. Ihn drängte nicht Heimweh, sondern die Sorge, ob nicht der Pharao ihm den Weg verlegen könnte. Channo war nicht nur Seemann. Ein Phönizier war immer, auch wenn

er eine Flotte führte, zuerst ein Kaufmann. Und darum wußte er, was es bedeutete, in einen Handel einzubrechen, der bisher ausschließlich einem anderen gehörte, dem Pharao. Erfuhr der Pharao zu früh, daß sich eine tyrische Flotte hier gezeigt hatte, war Schlimmes zu befürchten.

Adoniram hatte geduldig zugehört, was Channo an Gründen für eine schnelle Abreise vorzubringen hatte. Doch dann lächelte er. „Du sprichst als Phönizier, Channo. Und ich verstehe deine Sorge sehr gut. Doch nun verstehe auch mich. Ich denke als Jude, als Vertrauter des Königs Salomo. Und darum sage ich dir: Hab' keine Sorge vor dem, was Pharao tun könnte.“ Adoniram hob die Stimme. „Pharao wird nichts tun. Denn er ist der Vater Tejes, die Salomo zum Weibe hat.“

Channo begriff. So also war das: Teje, eine der Frauen dieses weisen Königs, war der Schlüssel, der die Tür zum Wunderland Ofir aufgeschlossen hatte. Über Teje hatte Salomo erfahren, daß es ein Goldland Ofir gab. Mehr: wie man dorthin gelangt. Und von unserem König Hiram, der ihm ebenfalls eine Tochter zum Weibe gab, ließ er sich Schiffe bauen und dann die Mannschaften dafür stellen. Fürwahr, ein weiser König!

Channo fuhr auf, Adoniram hatte gefragt, ob er nun zustimme. Channo nickte. Ja, er stimmte zu. Adoniram hatte recht, vom Pharao drohte kaum Gefahr. Der weise Salomo würde sich beizeiten abgesichert haben. Und außerdem: Es stand schlecht um die Macht Mizraims. Ägypten hatte nicht mehr die Kraft wie einst. Der Pharao hatte

Sorgen im eigenen Land. Er wird uns nicht den Weg verlegen.

Schweigend hörte Channo zu, was Adoniram vorzuschlagen hatte. Gut, sie würden also die Herrin dieses Landes in ihrer Hauptstadt Marib besuchen, um ihre Freundschaft zu suchen und den Handel mit ihr anzuknüpfen. Und es galt: Immer geht der Gewinn, wie zwischen Salomo und Hiram abgesprochen, in zwei gleiche Teile: eine Hälfte für den König in Tyrus, die andere für den in Jerusalem. Ja, wir haben schon weise Herren!

Aber auch dieser Adoniram ist schlau: Asarja soll mit einigen anderen dieser jüdischen Herren hier im Hafen zurückbleiben, um auch hier Fäden zu knüpfen, Freundschaften zu schließen? Nein, ich verstehe, mein lieber Adoniram: Um meine phönizischen Kapitäne zu überwachen! Um fein säuberlich Buch zu führen über alles, was da an Bord kommt. Ach, wenn man doch die Hände frei hätte, nicht angewiesen wäre auf diesen Hafen Ezjon Geber, den der weise Salomo am Elanitischen Meer besitzt. Wenn man auf eigene Rechnung hier Handel treiben könnte und nicht teilen müßte mit diesen Juden! Doch Channo gab sich dem Ärger nicht hin. Ein Kaufmann und Seemann muß die Dinge nehmen, wie sie sind. Träume bringen nichts ein. Channo straffte sich in den Schultern. Er sagte leichthin: „Ich bin einverstanden, Adoniram. Gib mir zwei Tage Zeit, die Reise ins Inland vorzubereiten.“

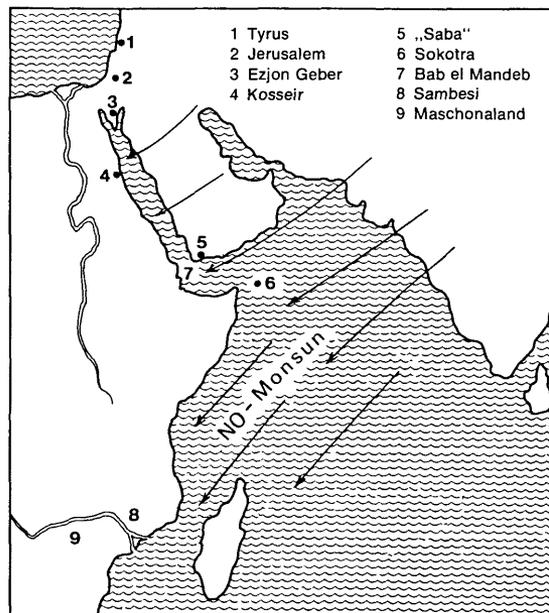
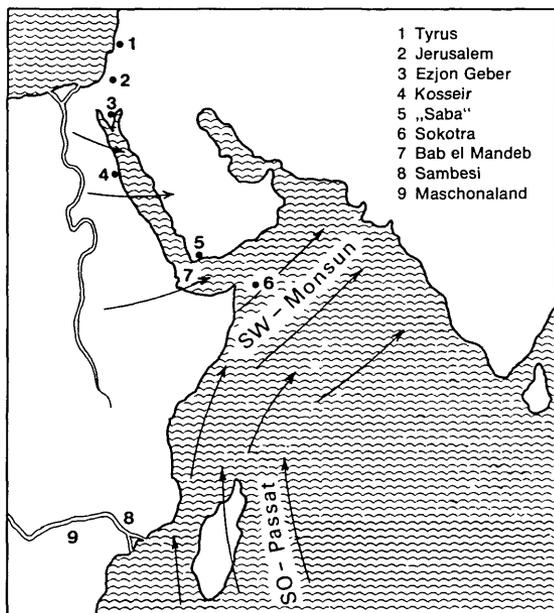
Der große Törn

Aus dem Logbuch einer Ofirfahrt

Es liegt auf der Hand, daß man in jener Zeit die Strecke von Kosseir oder Ezjon Geber nach Südostafrika oder Indien nicht ohne Unterbrechung zurücklegen konnte. Dazu fehlten nicht alle, aber doch eine ganze Reihe wichtiger Voraussetzungen. Mochten die Fahrzeuge selbst auch in bedingtem Maß hochseefähig sein, der Proviant war es nicht. Mehl und Hartbrot halten sich zwar, solange sie trocken bleiben. Doch waren die Verhältnisse an Bord sicher nicht so, daß bei grober See die Räume unter Deck trocken gehalten werden konnten. Und was für Brot zutrifft, gilt in gleicher Weise für Hülsenfrüchte, Rosinen, Feigen oder Dörrfleisch. Die Möglichkeiten zur Konservierung waren bescheiden. Darum war es erforderlich, besonders nach

Wind und grober See möglichst rasch geschützte Buchten aufzusuchen, um die Lebensmittel zu trocknen und notfalls zu ergänzen. In unbekannten Gewässern wäre es im übrigen zu gefährlich gewesen, bei Dunkelheit Kurs zu halten. Besonders in Landnähe verbot es sich von selbst, nachts unter Segeln zu bleiben. Nur auf hoher See konnte man Fahrt halten, solange Richtung und Stärke des Windes es zuließen. Wir werden das bei der Berechnung der Reisezeiten im Auge behalten müssen.

Diktiert wurde die Reise in erster Linie vom Monsun. Er bestimmte, wann man fahren konnte. Ich will hier einmal versuchen, einen Zeitplan für eine solche Fahrt aufzustellen.



15. August des Jahres 950 v. Chr.: Die Flotte geht in Ezjon Geber in See. Der Wind kommt in dieser Jahreszeit im Roten Meer aus West bis Nordwest. Die Schiffe haben also raumen Wind und können sich in der Mitte des Roten Meeres halten. Eine Annäherung an die Küste ist wegen der zahlreichen Riffe gefährlich. Man wird also die Küste nur angelaufen haben, wenn es unumgänglich war. Bei Tagesleistungen von etwa 200 km ist die Insel Sokotra am Horn von Afrika bis Mitte September zu erreichen. Doch hier liegen die Schiffe fest und müssen warten, bis der Monsun umspringt. Das kann bald, aber auch erst nach Wochen geschehen.

1. November: Der Monsun weht seit Tagen gleichmäßig aus Nordost. Es sieht aus, als habe er jetzt Bestand. Die Schiffe setzen die Segel und gehen auf Kurs Süd bis Südwest. Auch wenn Salomo den Navigatoren genaue Anweisungen mitgegeben hat, können diese doch niemals so exakt gewesen sein, daß die Kapitäne Nachtfahrten in Küstennähe hätten wagen können. Wir müssen daher annehmen, daß man nachts beidreht. Dadurch dürfte sich die Reisedauer verdoppelt haben. Eine weitere Verzögerung ist dadurch zu erwarten, daß man nach Häfen Ausschau hält und bei Gelegenheit kurze Erkundungen an Land unternimmt. Über all dies können wir aber nur Vermutungen anstellen. Doch sie sind nicht aus der Luft gegriffen, sondern in der Situation begründet.

15. Dezember: Die Flotte erreicht den von Salomo vorbestimmten Zielhafen. Und wieder hat man Zeit, viel Zeit; so lange Zeit, wie der Nordostmonsun, der die Schiffe hierher getrieben hat,

noch weht. Man kann in Ruhe handeln, verhandeln. Man hat sogar ausreichend Zeit, eine Expedition ins Inland durchzuführen, falls dies erforderlich ist.

15. April des Jahres 949 v. Chr.: Der Wind weht jetzt stetig aus SO. Ein leichter Passat, der gerade ausreicht, gegen die Meeresströmung anzulaufen. Je weiter die Flotte nach Norden gelangt, desto frischer weht es aus Süd. In der Nähe des Äquators geht der Passat unmerklich in den Südwestmonsun über. Alles ist festgezurr, die Luken, soweit das damals schon möglich ist, dicht, die Segel müssen gelegentlich aufgegeit werden. Denn nördlich des Äquators kann der Monsun bis zu Sturmstärke aufbrisen. Kam man anfangs nur mit 1 bis 2 Knoten Fahrt voran, so macht man jetzt im Monsungebiet flotte Fahrt mit sicher 5 bis 6 Knoten.

15. Mai: Man hat das Westkap der Insel Sokotra umrundet und läuft in den Hafen ein. Der Flottenführer steht nun vor einer wichtigen Entscheidung. Es ist nicht möglich, durch den Golf von Eden in die Straße von Bab el Mandeb und das Rote Meer zu laufen, solange der Südwestmonsun weht. Man muß also in Sokotra liegenbleiben, bis der Nordostmonsun kommt. Oder aber man nutzt die Gelegenheit und läuft mit halbem Wind quer über den Golf von Aden zur südyemenitischen Küste. Es dürfte nicht schwierig gewesen sein, einen der östlichen Häfen Yemens zu erreichen. Falls die tiefgeladenen Schiffe aber fähig waren, auch bei leichtem Gegenwind Kurs zu halten, wäre sogar Aden anlaufbar gewesen. Yemen: Das Gebiet, das heute so heißt, führte in alter Zeit einen Namen von gutem Klang: Saba.

Und wen hätte es nicht gereizt, bei solcher Gelegenheit das sagenumwobene „Glückliche Arabien“ kennenzulernen. Damals allerdings, als Salomos Flotte unterwegs war, herrschten hier noch die Minäer. Der Name „Felix Arabia“ ist allerdings gut tausend Jahre jünger. Doch die Sache selbst traf auch zur Zeit Salomos zu: Südarabien galt als ein Paradies. Es war das Land, in dem Myrrhe von den Zweigen troff; wo Weihrauch über die Felshänge duftete und Gold auf seinen Finder wartete.

Und die Häfen dieser Küste waren Umschlagplätze zwischen Ost und West. Hier landete man Seide aus China und Teakholz aus Indien. Hier stapelten sich Gewürze aus Sri Lanka, Elfenbein, Edelsteine und Gold. Gewiß, das alles konnte man auch auf Sokotra – auf Sukatara, der „glücklichen Insel“ – haben. Doch die Küste drüben bot mehr: vor allem die Lockung des unbekanntes Reiches der Minäer, fern hinter Bergen, die zum Himmel ragten, weit hinter endloser Wüste. Wenn ich Führer der Flotte gewesen wäre, mich hätte es nicht in Sokotra gehalten.

1. Juni: Die Flotte legt in einem Hafen der yemenitischen Küste an. Bald spinnt sich ein munterer Handel an mit den Kapitänen der dort liegenden indischen Fahrzeuge. Inzwischen wird eine Exkursion ins Inland vorbereitet, landeskundige Führer werden angeworben, diplomatische Beziehungen geknüpft. Die Expedition startet ins Inland, leider zur Zeit der größten Hitze, was sich nicht vermeiden läßt. Man kann sich aber Zeit lassen und während der heißen Stunden des Tages ruhen. Es genügt ja, wenn die Karawane im Herbst wieder im Hafen eintrifft.

1. November: Jetzt weht wieder stetig der Nordwestmonsun. Die Anker können gelichtet werden. Die Küste mit Kurs Westsüdwest entlang passieren wir die Straße von Bab el Mandeb. Bis hierher hatten wir achterlichen Wind. Jetzt gehen wir auf nordnordöstlichen Kurs, haben aber noch immer halben Wind und machen ruhige Fahrt. Die schwierige Navigation in dem an Korallenriffen reichen Roten Meer läßt Vorsicht geraten sein. Es wäre ein Jammer, ginge ausgerechnet so kurz vor dem Heimathafen noch ein Schiff mit dieser kostbaren Ladung verloren.

1. Januar des Jahres 948 v. Chr. (mit Abweichung): Einlaufen in Ezjon Geber. Alles, was Beine hat, strömt am Hafen zusammen. Der Festungskommandant gibt einen großen Empfang droben auf der Inselburg. Stafetten sind nach Jerusalem unterwegs, unsere glückliche Heimkehr dem König zu melden.

Summa summarum ergibt sich eine Reisedauer von etwa eineinhalb Jahren, mit Abweichungen wie schon gesagt. So pünktlich kentern die Monsune nicht. Und Stürme oder gar Orkane lassen sich nicht einkalkulieren.

Vergleicht man die Reisezeit, die wir errechnet haben, mit der Notiz 2. Chronik 9,21 „Denn die Schiffe...kamen in drei Jahren einmal“, so reimt sich das recht gut zusammen. Nach eineinhalb Jahren Seefahrt benötigen die Schiffe gründliche Überholung. Sie müssen auf Land geholt, vom Bewuchs gereinigt, ausgebessert und kalfatert werden. Die gesamte Takelage wird man völlig neu ersetzt haben. Möglicherweise lohnte sich – zumindest bei einigen Fahr-

zeugen – eine Reparatur nicht mehr. Für sie mußte Ersatz in Tyrus bestellt, von dort herangeschafft und hier in Ezjon Geber zusammengebaut werden.

Vor allem aber: Die gesamte Mannschaft, vom Kapitän bis herunter zum Leichtmatrosen, war landhungrig. Sie alle wollten und mußten erst einmal nach Hause. Bis dahin war es allerdings noch immer eine weite Reise, durch öde Steppe und trostlose Wüste, durch Felsengebirge und Sanddünen, in glühender Hitze. Wir wissen nicht, ob man für die nächste Reise nach Ofir dieselbe Mannschaft aufstellte. Mag sein, daß wenigstens teilweise neues Schiffsvolk genommen wurde. Doch die Männer vom Fach, die

Kapitäne, Nautiker, Piloten und Steuerer wird man nach Möglichkeit wieder herangezogen haben. Ihre Erfahrung war unersetzbar. Gerade ihnen aber mußte man einen längeren Urlaub zubilligen. Weil man auf sie nicht verzichten konnte und sie sich daher nicht vergrämen durfte.

Bis alle Schäden behoben, die Mannschaft wieder versammelt und alles zu neuer Reise bereit war, reicht die nächste Gelegenheit zur Ausfahrt – Spätsommer 948 – nicht aus. Man wird deshalb gleich als Aufbruchstermin den Spätsommer 947 in Aussicht genommen haben. Nach dieser Rechnung erfolgten die Ofirfahrten im regelmäßigen Turnus von drei Jahren.

Joschafat hatte kein Glück

Der eine wußte, wo das Goldland Ofir zu suchen war. Der andere verfügte über das technische Know-how, die kundigen Schiffsbauer und die Seeleute aller Dienstränge. Keiner konnte ohne den anderen. Jeder war auf den anderen angewiesen. Es drängte sich daher bei den Vorverhandlungen schon auf, halbe-halbe zu machen. Es liegt in der Natur der Sache, daß Hiram wie auch Salomo ihre besonderen „Bevollmächtigten“ der Expedition mitgegeben haben; auch wenn über diese delikate Angelegenheit in den Annalen kein Wort verlautet.

Ich habe mir die Freiheit genommen, dem Bevollmächtigten Hiram den Namen Channo beizulegen. Ein Name, der im phönizischen Kulturraum später guten Klang hatte. Ein karthagischer Admiral dieses Namens ist um 470 an der Westküste Afrikas entlang bis zum Kamerunberg vorgestoßen. Er hat dabei insgesamt etwa 10 000 km hinter sich gebracht. Welch großartige Leistung dies darstellte, wird uns klar, wenn wir bedenken, daß die Portugiesen – zweitausend Jahre später – fast sieben Jahrzehnte benötigten, um bis nach Kamerun vorzustoßen. Na-

türlich ist der von mir so benannte Channo, dem ich das seemännische Kommando über die Flotte Salomos anvertraute, in keiner Weise mit dem späteren Karthager verwandt. Der Channo unserer Geschichte ist ein Gebilde meiner Phantasie. Warum sollte er deshalb nicht weniger „wahr“ sein?

Ebenso frei gewählt sind die Namen der Bevollmächtigten Salomos, zwei Herren namens Adoniram und Asarja. Die so wichtige Mission, „ein waches Auge auf die sattsam bekannten Praktiken der Phönizier zu haben“, wird Salomo bestimmt nicht untergeordneten Persönlichkeiten anvertraut haben. Wenn es um solche Werte geht, gibt man bewährten Männern des Vertrauens die Prokura.

Adoniram, der sich als Chef des Fronwesens bewährt hat, erhält die geheime Segelanweisung, versiegelt und erst nach Erreichen genau festgesetzter Standorte zu öffnen, Rolle auf Rolle zu gegebener Zeit. Und – so denken wir weiter – Asarja Ben Zadok, der Sohn des priesterlichen Freundes Salomos, hat sich in leitender Verwaltungsstellung hervor getan und verdient in allen finanziellen Dingen volles Vertrauen. Er wird – das ist sicher – stets im Interesse des Königs handeln.

Gleich auch, wie die beiderseits Bevollmächtigten heißen haben mögen: Es wird des Taktes, des Fingerspitzengefühls und ruhiger Selbstsicherheit bedurft haben, um Reibereien gar nicht erst aufkommen zu lassen. Wenn wir den biblischen Erfolgsmeldungen über die Ofirfahrten trauen dürfen, – und wir haben keinen Grund, sie zu bezweifeln – muß es organisatorisch wie

menschlich bei diesen Fernunternehmen ein gutes Zusammenspiel gegeben haben.

Und noch ein anderes: Ohne Zweifel wäre das Unternehmen Ofir in einer Zeit großer ägyptischer Machtentfaltung unmöglich gewesen. Wir hatten schon gehört, daß es in stabilen Zeiten undenkbar war, daß der Pharao eine seiner Töchter einem anderen Herrscher zur Frau gab. Salomo hätte nicht einmal daran denken können, in Theben oder Tanis um die Hand einer Pharaonin anzuhalten. Er wäre daher niemals in den Besitz jener streng geheimen Segelanweisungen für Ofir gelangt.

Unvorstellbar bleibt darüber hinaus, daß ein Pharao, der über Macht verfügte, einem anderen – und sei es der Schwiegersohn – freien Griff in die Goldschatulle Punt gestattet hätte. Nur weil Ägypten ohnmächtig ist, kann Salomos Flotte am alten Kosseir vorbei nach Süden vorstoßen und in wiederholten Fahrten Ägyptens Monopol durchbrechen. Es scheint, als hätten Salomo wie Hiram die Gunst der Stunde erkannt und sich in schönem Einvernehmen einen Griff in die geheimen Schätze Ägyptens genehmigt.

Der Vorstoß nach Ofir war nur möglich, wenn Ägypten stillhielt und wenn die Phönizier Schiffe und Leute stellten. Jeder Versuch, der ohne diese Voraussetzungen unternommen wurde, mußte fehlschlagen. Das zeigt sich gut hundert Jahre später, als König Joschafat von Juda mit Ahasja von Israel den Vorstoß ins Südmeer wagt.

Zuletzt verbündete sich Joschafat, der König von Juda, mit Ahasja, dem König von Israel, dessen Tun frevelhaft war.

Joschafat schloß mit ihm ein Abkommen, um Schiffe zu bauen, die nach Tarschisch fahren sollten. Sie bauten die Schiffe in Ezjon-Geber. So zerschellten denn die Schiffe und konnten nicht nach Tarschisch fahren.

(2. Chr. 20,35 f)

Es wird leider nicht gesagt, auf welche Weise das Unternehmen scheiterte. Die Lutherübersetzung legt es nahe, an einen Sturm zu denken. Der hebräische Urtext macht es aber möglich, auch zu übersetzen „wurden zerbrochen“. Möglich, daß die Schiffe schon beim Bau auseinanderbrachen, weil sich die einheimischen Zimmerleute nicht auf Schiffbau verstanden; möglich, daß die Fahrzeuge in einem Sturm scheiterten; möglich und denkbar aber auch, daß die inzwischen erstarkten Ägypter die Flotte auf Grund setzten.

Im übrigen ist der Text an dieser Stelle ohnehin unsicher überliefert. In Ezjon Geber Schiffe zu bauen, die nach Tarschisch fahren sollten? Hier gehen dem Berichterstatter, der einer späteren Zeit angehört, zwei Dinge durcheinander, die nicht zueinander passen: Ezjon Geber und Tarschisch. Der Hafen Judas liegt am Roten Meer und das Tartessos im fernen Westen Spaniens! Wahrscheinlich ist der Irrtum so zu erklären:

König Joschafat gab den Auftrag, in Ezjon Geber Tarschischschiffe – also Hochseeschiffe – zu erbauen. Der Chronist – wahrscheinlich in Unkenntnis über Schiffsbau – hatte keine Vorstellung, daß ein Tarschischschiff eine Schiffsklasse darstellt und schlicht ein seegehendes Tiefwasserschiff bedeutet. Er brachte den Namen Tarschisch als Typenbezeichnung mit der sagenhaften Stadt „irgendwo da hinter dem Meer“ in Verbindung; so kommt es, daß bei ihm Schiffe nach Tarschisch im Roten Meer starten.

Sehr viel näher an der Wirklichkeit und wohl auf besseren Quellen fußend ist die Überlieferung:

Auch baute Joschafat eine Tarschischflotte, die nach Ofir fahren sollte, um Gold zu holen. Doch kam es nicht zur Fahrt, da die Schiffe in Ezjon-Geber zerschellten.

(1. Kön. 22,49)

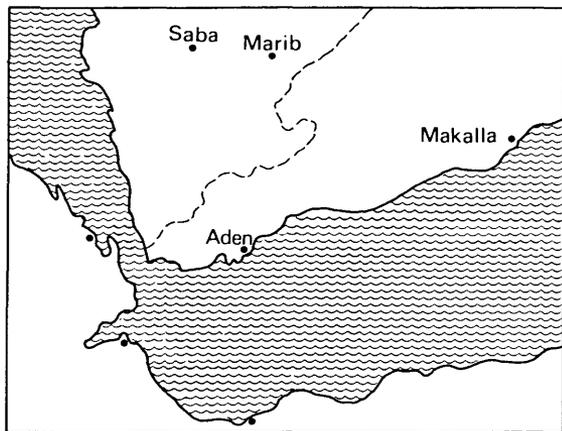
Dieser – leider zu knappe – Bericht entspricht eher den wirklichen Begebenheiten. Joschafat hatte wohl in den Archiven den Bericht von den Ofirfahrten Salomos aufgefunden und beschloß, die leere Staatskasse aus dieser Quelle zu füllen. Sein Unternehmen Ofir war aber aus den schon angeführten Gründen von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Die Königin von Saba

Im Lande der Minäer

Channo wischt sich den Schweiß aus den Augen. Sein Atem fliegt. Nur gut, daß hier auf der Paßhöhe ein frischer Wind weht. Doch die Helle ist unerträglich. Nach Luft ringend blickt Channo zurück. Fast fühlt er sich an die Heimat erinnert: So ähnlich ist es, wenn ich vom Kamm des Libanon nach Tyrus hinabblicke, denkt er, der Steilabfall des Gebirges, unmerklich übergehend in Hügelland, ein Grüngürtel von Gärten vor dem blauen Meer. Nein, der Grüngürtel fehlt hier. Schmal nur, verdämmernd im Dunst der Küste, ein Saum von fahlem Olivgrün. Du bist eben nicht in der Heimat, Channo, sondern hier in der Fremde, im Lande der Minäer.

Mit den Augen verfolgt Channo den Weg, den sie heraufgestiegen sind. Nichts für einen Seemann! Glut, Hitze, Durst. Nicht einmal das Reiten schuf Erleichterung. Diese Höckertiere schaukeln schlimmer als ein Nachen auf grober See. Nun ja, wir haben es geschafft, nun geht es wieder abwärts.



Eine Oase, unter wiegenden Palmen ein sprudelnder Quell. Hier werden wir einen Tag ruhen? Ich bin einverstanden, wir haben eine Rast verdient. Channo staunt. Eine heiße Quelle gibt es hier, sogar mehrere? Quellen, in denen Kranke Heilung finden? Nun, warum sollen nicht auch wir ein Bad hier nehmen? Nötig wäre es: Staub und Schweiß kämen herunter.

Schade, daß sie so bald weiterziehen mußten. Der Abstieg in das tief eingeschnittene Wadi, das die Führer Hazamareth nannten, war fast noch beschwerlicher als der Aufstieg zum Paß. Doch dann sind sie am Ziel: Ein Paradies in der Wüste von Stein, ein Gottesgarten, in dem frische Wasser sprudeln; grüne Palmen, weiße Paläste, gelber Sand, stahlblauer Himmel.

Im Prunksaal der Königin – Channo kann es kaum fassen. Er streckt sich auf dem schwellenden Polster. Fremdartige Musik schwebt durch die Halle. Die Königin dort auf ihrem Thron: Elfenbein schimmert, goldgefaßte Edelsteine blitzen, ein Bild wie in einem Märchen.

Sie hat anmutig den Kopf geneigt, lauscht dem, was Adoniram, vom Dolmetscher übersetzt, erzählt. Wo hat dieser Jude nur die höfische Art gelernt? Ganz unbemerkt hat er sich in den Vordergrund gespielt. Unauffällig hat er die Aufmerksamkeit der Königin auf sich gezogen. Sie verschwendet keinen Blick mehr auf Channo oder seine Großen. Sie hört nur noch diesem Juden zu. Channo ist von den ungewohnten Mühen des Marsches zu erschöpft, um sich ärgern zu können. Er ist nur verwundert über diesen Adoniram. Channo schüttelt, ohne es zu merken, den Kopf. Da habe ich diese Juden immer für halbe Barbaren gehalten; und – beim Baal! – sie waren

es bislang auch. Ihr erster König, dieser Saul, war noch ein rechter Bauernjüngling. David? Ganz ohne Zweifel ein Großer, einer, den sein Gott zur Höhe führte. Und doch immer noch ein Hirtenjunge, selbst auf dem Throne noch. Erst sein Sohn, dieser Salomo, paßt in den Purpur. Er weiß zu leben, hat die rechte Art der Könige. Er besitzt Lebensart, wird Schwiegersohn des Pharaos und macht dessen Tochter, wie es sich gehört, zu seiner Hauptfrau. Er soll ihr ja einen wahrhaft königlichen Palast erbaut haben. Nun, gerade unsere Reise beweist ja, daß sich so etwas auszahlt.

Mein König Hiram kommt da beinahe schlecht weg. Gewiß, auch aus seinem Hause hat sich dieser weise Salomo ein Weib geholt. Aber, man soll es kaum für möglich halten, dieser Salomo ist sogar einem syrischen König im Handeln überlegen.

Channo kann ein Schmunzeln nicht verbeißen. Gibt doch dieser Salomo unserem König Hiram zwanzig Dörfer in Zahlung, die keinen Ochsenkopf wert sind. Und als Hiram in einem Brief sich darüber beklagt, da gibt der Jude nicht einmal Antwort.

Wieder muß Channo zu Adoniram hinübersehen. Der scheint die Königin ganz schön in seinem Garn zu haben! Nun ja, auch diese höfische Kunst, andere einzufangen, kommt wohl aus Ägypten. Es sieht mir ganz so aus, als sei dieser Adoniram bei der Pharaonin in die Schule gegangen. Jetzt hat er auch noch – die Königin hat es nicht einmal bemerkt – sein Ziel erreicht: Von der Weisheit Salomos erzählt er. Was sagt der Dolmetscher? Die Königin bitte um ein Beispiel dieser Weisheit? Wie Adoniram sich nötigen

läßt! Fast sieht es so aus, als sei es pure Bescheidenheit, doch ich habe ihn ja auf der langen Reise kennengelernt: es ist Berechnung! Er will die Königin auf die Folter spannen. Jetzt gibt er nach, mit einem Blick, der um Vergebung heischt; um Verzeihung, daß er, der untertänigst ergebene Adoniram, der hohen Herrin von der Weisheit Salomos berichten darf.

Ist es Absicht, daß er so leise beginnt? Er zwingt damit die anderen, die da eben noch scherzten, jetzt zu schweigen. Damit dem Dolmetsch ja kein Wort entgeht und die Königin nicht warten muß! Und unwillkürlich hat sich der Übersetzer dem Tonfall angepaßt. Des Juden Stimme schwebt nur noch im Raum.

„Zwei Frauen brachten ihren Streit vor den König. Ach mein Herr, hub die eine an, wir wohnten beide in einem Hause. Und drei Tage, nachdem ich ein Söhnchen geboren, gab auch diese da einem Jungen das Leben. Doch dieses Weibes Sohn starb in der Nacht. Sie aber stand auf, nahm meinen Sohn, derweil ich schlief, von meiner Seite und legte ihren toten Sohn in meinen Arm. Als es aber Morgen ward, erkannte ich, daß es nicht mein Sohn war, der tot auf meinem Bett lag. Die andere aber tritt: Nicht also, mein Sohn lebt, und deiner starb! Die erste widersprach: Nein, meiner lebt, und deiner starb!“

Die Königin hat sich vorgebeugt, forscht: „War denn da niemand, der die Kinder kannte?“ „Kein Mensch hatte sie gesehen. So kam es, daß jetzt Aussage gegen Aussage stand.“

Die Königin zieht die Brauen hoch. „Wer sollte da entscheiden mögen?“ Adoniram lehnt sich zurück, als bemerke er die Spannung nicht, die auf den Gesichtern liegt. „Und was tat der weise Kö-

nig?“ drängt die Königin. „Holt mir ein Schwert! gebot Salomo.“ *Aller Augen hängen an Adoniram. „Und der König sprach: Teilet das Kind und gebt jeder Frau eine Hälfte.“*

Selbst Channo hat sich vorgebeugt und starrt auf Adoniram. Der Dolmetsch hat schier vergessen, daß er Mittler ist. Er muß sich zusammenreißen und übersetzt hastig: „Da schrie das Weib, dessen Sohn lebte, denn ihr Herz entbrannte über ihrem Kinde: Nein, Herr, gebt ihr das Kind lebendig und tötet es ja nicht! Die andere aber trotzte: Es sei weder mein noch dein, laßt es uns teilen! Da sprach Salomo: Gebt der das Kind, die für sein Leben bat. Die ist seine Mutter.“

Ein Aufatmen geht durch die Runde. Die Königin, über deren Gesicht die Erregung mütterlichen Miterlebens zittert, richtet sich auf: „Für-

wahr, die Weisheit Gottes ist in deinem König.“ Sie wirft den Kopf zurück, scheint einer Eingebung nachzulauschen. Lebhaft spricht sie jetzt auf den Dolmetsch ein. Der überträgt ihre Worte Adoniram, doch alle können sie hören: „Ich muß den weisen König kennenlernen! Schüttele nicht den Kopf, Adoniram, ich scheue die Reise nicht. Schon übers Jahr wirst du mich in Jerusalem einziehen sehen.“ Ein Lächeln spielt um ihre Mundwinkel. „Ich will dem Weisen Rätsel aufgeben, die er mir lösen mag.“

Adoniram deutet eine Verbeugung an. „Mein Herr wird sich glücklich schätzen. Im Palast meines Königs strahlt die Perle vom Nil, Teje, die Tochter Pharaos; und Wurzel schlug auf Zion die Zeder vom Libanon, Izebel, König Hiram's Nichte. Wie werden sie sich freuen, die Myrrhe von Saba als ihren Gast zu begrüßen.“

Sie prüfte ihn mit Rätselfragen

Auch um Saba haben sich die Fachleute lange Zeit gestritten. Wo hat es gelegen? Hat es überhaupt existiert? Oder war es nur ein Gebilde der menschlichen Phantasie? So eine Art orientalisches Atlantis?

Gewiß, da gab es ein Reich Saba in Südarabien, von dem außer der Bibel auch andere Autoren berichteten. Strabo, der griechische Historiker, weiß von der „weiblichen Üppigkeit“ zu berichten, die dort herrschte. Unermeßliche Reichtü-

mer, herrliche Schlösser, prachtvolle Städte inmitten blühender Gärten... Kein Wunder, daß zur Zeit des Kaisers Augustus der Heerführer Aelius Gallus von Syrien auszog, dieses Saba zu erobern. Er kam tatsächlich bis zur Hauptstadt Marib, doch nach wenigen Tagen mußte er die Belagerung abbrechen und den Rückzug antreten.

Mohammed berichtet in der 34. Sure des Koran, daß die von Saba Gott nicht für seinen Segen

gedankt hätten. Und dafür habe Allah sie schwer gestraft: Die Dämme brachen, und die herrlichen Gärten trugen „fortan nur noch bittere Früchte, Tamarisken und ein wenig Lotus. Dies gaben wir ihnen zum Lohn für ihre Undankbarkeit.“ (Sure 34, 18)

Damit spielt der Koran auf die große Katastrophe an, die sich – wie wir heute wissen – um das Jahr 570 nach Christus zutrug: Der gewaltige Staudamm, der den arabischen Historikern als eines der großen Weltwunder galt, brach und begrub Marib mitsamt seiner paradiesischen Umgebung unter Schlamm und Sand. Wenn man den arabischen Geschichtsschreibern glauben darf, wurde dieser Staudamm bereits um 820 vor Christus erbaut. Sicher nachgewiesen ist er jedenfalls aus dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert.

Weniger gut wissen wir über die frühe Zeit Sabas Bescheid. Es scheint, als beginne die Kultur Sabas in der Zeit um 1200 bis 1000 vor Christus. Jedenfalls läßt sich in dieser Zeitspanne ein Übergang von nomadisierender Lebensweise zur Seßhaftigkeit und Städtebildung nachweisen. Durch den Handel – vorwiegend mit Weihrauch und Gold – scheint Saba mit seiner prunkvollen Hauptstadt Marib bald zu üppigem Reichtum gekommen zu sein.

Das paßt gut in das Bild, das uns in 1. Kön. 10 beschrieben wird:

Die Königin von Saba hörte vom Ruf Salomos und kam, um ihn mit Rätselfragen auf die Probe zu stellen. Sie kam nach Jerusalem mit sehr großem Gefolge, mit Kamelen, die Balsam, eine gewaltige Menge Gold und Edelsteine trugen, trat bei Salomo ein und redete mit ihm über alles, was sie sich vorgenommen hatte. Salomo gab ihr Antwort auf alle Fra-

gen. Es gab nichts, was dem König verborgen war und was er ihr nicht hätte sagen können. Als nun die Königin von Saba die ganze Weisheit Salomos erkannte, da stockte ihr der Atem. Sie sagte zum König: Was ich in meinem Land über dich und deine Weisheit gehört habe, ist wirklich wahr. Ich wollte es nicht glauben, bis ich nun selbst gekommen bin und es mit eigenen Augen gesehen habe. Und wahrlich, nicht einmal die Hälfte hat man mir berichtet, deine Weisheit und deine Vorzüge übertreffen alles, was ich gehört habe. Glückliche sind deine Männer, glücklich diese deine Diener, die allezeit vor dir stehen und deine Weisheit hören. Gepriesen sei Jahwe, dein Gott, der an dir Gefallen fand und dich auf den Thron Israels setzte. Weil Jahwe Israel ewig liebt, hat er dich zum König bestellt, damit du Recht und Gerechtigkeit übst.

(1. Kön. 10, 1 ff)

Wir haben hier einen volkstümlichen Bericht vor uns, der offenbar auf eine historische Begebenheit zurückgeht. Es ist echt orientalischer Brauch, die Weisheit eines Mannes mit Rätselfragen zu prüfen. Selbstverständlich weiß Salomo Antwort auf alle Fragen. Und damit entpuppt sich dieser Bericht als ein Lobpreis der Weisheit dieses Königs. Erst im neunten Vers kommt das Lob Gottes – fast am Rande – zum Ausdruck. Nichts kann deutlicher zeigen, wie sehr die Bewunderung menschlicher Weisheit und Größe zur Versuchung auch der Frommen werden kann.

Es ist nicht weiter verwunderlich, daß dieser Bericht vom Besuch der sabäischen Königin auch weiterhin die Phantasie angeregt hat. Mohammed macht aus dem alten Bericht eine Missionsgeschichte: Die Königin wie das Volk von Saba hatten die Sonne statt Allah verehrt. König Salomo habe davon gehört und der Königin von Saba einen Brief geschickt und sie darin eingeladen: „Im Namen Allahs, des allbarmherzigen

Gottes, kommt zu mir und unterwerft euch!“
(Sure 27,21–45)

Die Königin folgt dieser – etwas aufdringlichen – Einladung und wird am Ende durch das, was sie bei Salomo erlebt, bekehrt. Der Bericht im Koran schließt: „Darauf sagte die Königin... nun unterwerfe ich mich, mit Salomo, ganz Allah, dem Herrn der Weltenbewohner.“

Weltpolitisch bedeutsam wurde die äthiopische Version über die Begegnung Salomos mit der Königin von Saba. Nach ihr soll dem Tête-à-tête

der Hoheiten ein Sohn entsprungen sein, Menelik I., der Ahnherr aller äthiopischen Kaiser. „Die kaiserliche Würde soll beständig verbunden bleiben mit der Linie ...Meneliks I., des Sohnes der Königin von Äthiopien, der Königin von Saba und des Königs Salomo von Jerusalem.“ Dieser Artikel 2 der äthiopischen Verfassung ist erst durch die marxistische Revolution außer Kraft gesetzt worden. Bis in unsere Tage hatte also der Besuch der Königin von Saba noch aktuelle politische Relevanz.

Und die Weisheit Salomos

Bleibt in diesem Zusammenhang eine letzte Frage noch offen: Was hat es mit der Weisheit Salomos auf sich? Worin bestand sie? Da lasen wir, die Königin von Saba sei nach Jerusalem gekommen, um Salomo mit Rätselfragen zu prüfen. Wer wird schon eine Reise durch glutheiße Wüsten unternehmen, nur um Rätselfragen zu stellen? Wir übersehen dabei, daß „Rätselfragen“ für die Menschen früherer Tage eine ungleich wichtigere Rolle gespielt haben als in unserer Zeit. In unseren Volksmärchen kommen Rätselfragen immer wieder und in den verschiedensten Spielarten vor. Und nur zu oft entpuppt sich da der scheinbar Törichte als der wahrhaft Weise. In den orientalischen Märchen gar ist hintergründiges Fragen ein sehr beliebtes Motiv, wenn es darum geht, Witz und Findigkeit

zu beweisen. In geschickt verkleideten Fragen zeigt der Mensch, wes Geistes er ist. Und wer nun gar die Antwort findet, der darf als der Weisheit mächtig gelten. Für den biblischen Berichterstatter und seine Leserschaft war ein solches Frage- und Antwortspiel aber Grund genug, Zeit und Geld in eine solch weite und strapaziöse Reise zu stecken.

Immerhin dürften auch – wie wir schon gesehen haben – handfeste kommerzielle Erwägungen Grund der Reise gewesen sein. Da ist von reichen Geschenken die Rede und von Gegengaben. Mit ihnen wurde ein lebhafter Austausch von Produkten und Gütern eingeleitet. Das ist für den realistisch denkenden Orientalen durchaus ein Stück Weisheit. Und in dieser Hin-

sicht dürfen wir den König Salomo als einen Orientalen ansehen.

Und doch wäre damit nur ein Teil der Wahrheit genannt. Salomo war bestimmt mehr als ein geistreicher Blender oder gerissener Großkaufmann. Er gab immerhin „Schreibern“ Auftrag und Unterhalt. Mit diesem eher tiefstapelnd anmutenden Ausdruck sind – wie der Sachverhalt zeigt – Wissenschaftler und Gelehrte gemeint. 1. Kön. 5 berichtet:

Er redete über die Bäume, von der Zeder auf dem Libanon bis zum Ysop, der an der Mauer wächst. Er redete über das Vieh, die Vögel, das Gewürm und die Fische.

(1. Kön. 5, 13)

Das entspricht dem, was man „Listenkunde“ nennt. Systematisch wird alles, was lebt und webt, gesammelt, beschrieben, eingeordnet und zu einem großen Ganzen zusammengefaßt. Begonnen hat diese systematische Wissenschaft – soweit wir wissen – um 1100 in Ägypten mit dem Onomastikon des Amenope. Ihren Höhepunkt erlebte sie mit dem Schweden Linné.

Ein anderer Schwerpunkt der wissenschaftlichen Arbeit, die am Hofe Salomos geleistet wurde, lag auf dem Gebiet, das wir „Lebensweisheit“ nennen würden. 1. Kön. 5, 12 berichtet:

Er verfaßte dreitausend Sprichwörter, und die Zahl seiner Lieder betrug tausendundfünf.

Sprüche sind Lebensregeln, moralisch-ethische Grundsätze, die das Verhalten des einzelnen, aber auch das Zusammenleben des Volkes ordnen.

Das alles ist für Israel erstmalig. Doch es hat regionale Bedeutung, bewegt nicht die Welt. Weltgeschichtlich bedeutsam aber wird, was Salomo auf dem Gebiet der Literatur in Bewegung bringt. Doch dazu muß etwas weiter ausgeholt werden: Für den humanistisch Gebildeten gilt das unter dem Namen Homer zusammengefaßte Werk als Ursprung aller Literatur. Dabei wissen wir über „Homer“ wenig. Ein gewisser Melesigenes von Smyrna soll an der Endredaktion der Ilias entscheidend mitgewirkt haben, etwa im 8. vorchristlichen Jahrhundert. Etwas später – frühestens in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts – scheint die Odyssee von anderer Hand ihre Endfassung erhalten zu haben. Unter Salomo aber – zwei Jahrhunderte früher – erfolgte bereits in Israel die Sammlung, Aufzeichnung und erste Redaktion der alten biblischen Stoffe.

Nur knapp sei hier zusammengefaßt, welche literarische Leistung unter Salomos Hand in Jerusalem vollbracht wurde. Da gab es uralte Lieder, die im Volk von Mund zu Mund weitergegeben wurden. Dazu gehören etwa Lamechs Schwertlied (1. Mose 4, 23–24), das Schilfmeerlied (2. Mose 15), das Brunnenlied (4. Mose 21, 17–18) oder das Sihonlied (4. Mose 21, 27 ff). Es waren aber auch schon schriftlich fixierte Texte vorhanden, wie etwa Listen von Richtern (Richter 10, 1–5 und 12, 7–15), Städten, Feldzügen. Auch das Bundesbuch (2. Mose 20, 1–17) lag – wie viele andere Gesetzestexte – seit langer Zeit schriftlich vor. Daneben waren Annalen und Chroniken vorhanden, Einzelerzählungen und Stammesüberlieferungen. Wohl schon in den Tagen Davids war dieses reiche Material durch

neue Aufzeichnungen fortgesetzt und ergänzt worden. Die Psalmen Davids wurden aufgeschrieben, dazu die Taten seiner Helden und Davids Kriege.

Schon in die Ära Salomos fallen die Abfassung der Thronfolge-Erzählung, der Bauberichte und die Fixierung all dessen, was über Salomo zu vermelden ist. Doch dann erfolgt eine Tat von weltgeschichtlicher Bedeutung: An Salomos Hof werden alle diese bunt verstreuten Stoffe gesammelt, gesichtet und geordnet: Ein erster Kanon entsteht. Erstmals aber in der Geschichte der Literatur ist: Die „Schreiber“ zeichnen nicht nur auf, stellen nicht nur zusammen, beschränken sich nicht aufs Systematisieren. Sie bringen den Menschen ins Spiel!

Sie fragen nach seinen Motiven, nach dem, was ihn treibt und bewegt. Ja, sie gehen noch einen Schritt weiter: Sie fragen nach dem Sinn aller Geschichte. Ein Spiel des blinden Zufalls? Nein, Jahwe steht hinter allem und über allen. Er schuf nicht nur die Welt am Anfang. Er leitet sie auch durch die Zeiten. Jahwe sprach zu Abraham: Geh! Jahwe gebot dem Pharao: Laß mein Volk ziehen!

Jahwe, der Herr der Geschichte. Er gebietet, und es geschieht. In dieser Spannung zwischen Jahwe und seinem Geschöpf, dem Menschen, vollzieht sich jeder Augenblick. Denn Jahwe läßt dem Menschen Spielraum. Der Mensch kann vom Baum der Erkenntnis essen. Der Mensch kann sich gegen Gott auflehnen. Der Mensch darf sich entscheiden, auch anders, als Gottes Gebot befiehlt.

Wie war das bei Homer? Wie war es in den Mythen Babylons oder in der Literatur Ägyptens?

Der Mensch ist ein Gestoßener, ein Spielball der Götter. Nichts kann der Mensch dagegen tun. Er ist den Unsichtbaren ausgeliefert.

Ganz anders in den Schriften, die an Salomos Hof aufgezeichnet werden. Da hält kein blindes Geschick den Menschen. Er muß nicht gehen auf ihm vorgeschriebenen Gleisen. Wohl ist ihm gesagt, was gut ist und was er tun soll. Doch er kann auch anders. Er kann Sünde tun und schuldig werden. Und: Er kann mit dieser seiner Schuld zu Gott gehen. Er kann seine Schuld bekennen und auf Vergebung hoffen.

Von nun an kann der Mensch – als einer, der vor Gott verantwortlich und doch zur Entscheidung frei ist – zum strahlenden oder auch tragischen Helden werden, so zum Beispiel die Erzählung von der Größe Davids, seinem Fall und seiner Begnadigung.

Das gilt in gleicher Weise auch für Salomo. Auch er: ein Mensch mit all seinen Widersprüchlichkeiten. Ein Großer, der den Glanz der weiten Welt im Spiegel des winzigen Israel einzufangen weiß. Sein Kunstverstand, sein Sinn für alles Schöne und sein kaufmännischer Weitblick fordern unsere Bewunderung. Wieviel staatsmännisches Können gehörte dazu, einem Volk, das eingekeilt zwischen den großen Weltmächten liegt, über vierzig Jahre hin den Frieden zu erhalten!

Und doch liegt über all diesem Glanz schon der Schatten kommenden Niedergangs. Seine Baulust und sein unternehmerischer Einsatz in Übersee haben bis dahin unerhörte Steuerlasten zur Folge. Das stehende Heer und der „Friede durch Abschreckung“ gehen über die Leistungskraft der Nation. Die Verpflichtung zum

Frondienst weckt Widerstand. Und es ist bezeichnend, daß gerade unter denen, die Frondienst leisten, der Aufstand ausbricht, der die Einheit des Reiches zerstört (1. Kön. 12).

Das sind die äußeren Gründe, die den Niedergang einleiten. Viel folgenschwerer sind die inneren, im Religiösen wurzelnd. Der Versuch Salomos, mit dem Tempel ein religiöses Nationalheiligtum zu schaffen, mißlingt. Er mußte mißlingen. Denn: Jahwe ist kein Gott des Kultes. Jahwe ist der Herr der Geschichte, der Völkergeschichte wie der Lebensgeschichte des einzelnen. Jahwe wohnt deshalb im Dunkel. Salomo scheint diese Schwierigkeit gehaut zu haben. Das Konzept, das dem Allerheiligsten zugrunde liegt, deutet – wie wir sahen – darauf hin. Doch Salomo unterdrückt dies durch die Überbetonung des Kultischen. Vor all dem Gold und Elfenbein kommt dem Beter Jahwe aus dem Blick. Der Rauch der Brandopfer verhüllt Jahwe. An dieser Stelle entzündet sich – aus gutem Grund – der Widerspruch der Propheten: „Ich habe Lust an der Liebe und nicht am Opfer; an der Erkenntnis Gottes und nicht am Brandopfer“ (Hosea 6, 6). Und der Zorn des schlichten Gottesvolkes entbrennt über der weltoffenen Vorliebe Salomos für das Fremde. Daß er sich nach Art der Zeit einen Harem hielt, mochte man ihm noch nachsehen. Doch daß er seinen heidnischen Frauen Kultplätze und Tempelchen erbaute, das war in keinem Fall zu verzeihen.

Als Salomo älter wurde, verführten ihn seine Frauen zur Verehrung anderer Götter, so daß er dem Herrn, seinem Gott, nicht mehr ungeteilt ergeben war wie sein Vater Da-

vid. Er verehrte Astarte, die Göttin der Sidonier, und Milkom, den Götzen der Ammoniter. Er tat, was dem Herrn mißfiel, und war ihm nicht so vollkommen ergeben wie sein Vater David. Damals baute Salomo auf dem Berg östlich von Jerusalem eine Kulthöhe für Kemosch, den Götzen der Moabiter, und für Milkom, den Götzen der Ammoniter. Dasselbe tat er für alle seine ausländischen Frauen, die ihren Göttern Rauch- und Schlachtopfer darbrachten.

(1. Kön. 11, 4–8)

„Auf dem Berge östlich von Jerusalem“. Noch heute wird dieser Berg, der auf der Ostseite des Kidrontals gegenüber der alten Davidsstadt liegt, der „Berg des Ärgernisses“ genannt. Dort liegen heute die häßlichen Häuser der Vorstadt Silwan, elende Buden, hingeklatscht an den Berghang.

Aus alter Zeit scheint wenig erhalten. Das „Grab der Ägypterin“ – der Name erinnert an die Pharaonentochter im Hause Salomos. Ob das schlichte Bauwerk wirklich ihr Grabmal ist? Ausgrabungen in den letzten Jahren brachten alte Gräber ans Licht. Einige davon gehen mit hoher Wahrscheinlichkeit in die Tage der ersten Könige zurück. Was immer noch der Spaten der Archäologen in Silwan zu Tage bringen mag, nichts wird dieser Höhe ihren Namen rauben können. Sie bleibt verbunden mit der Abgötterei desselben Königs, der Jahwe den Tempel erbaute.

Daher sprach der Herr zu ihm: Weil es so mit dir steht, weil du meinen Bund gebrochen und die Gebote nicht befolgt hast, die ich dir gegeben habe, werde ich dir das Königreich entreißen und es deinem Knecht geben. Nur deines Vaters David wegen werde ich es nicht schon zu deinen Lebzeiten tun, erst deinem Sohn werde ich es entreißen. Doch werde ich ihm das Königtum nicht ganz entreißen; ich lasse deinem

Sohn noch einen Stamm wegen meines Knechtes David und wegen Jerusalem, der Stadt, die ich erwählt habe.

(1. Kön. 11, 11–13)

Das mag sich für manchen „Modernisten“ wie nachträgliche Geschichtsdeutung anhören. Doch diese deuteronomistische Schau ist im tiefsten Grunde wahr. Der große Salomo ist letzten Endes gescheitert, weil er außer Jahwe noch andere Sicherheiten suchte. Weil er weise,

allzu weise sein wollte, wurde seine Weisheit zur Torheit.

Ein Verdammungsurteil? Keineswegs! Hier gilt für uns das Wort Jesu: „Wer unter euch will den ersten Stein werfen?“ Wir alle sind Menschen wie dieser Salomo. Nicht so groß, nicht so weise; aber ebenso widersprüchlich in uns selbst. Ebenso abgöttisch und ebenso angewiesen auf Gottes Gnade. Um ehrlich zu sein: Das macht mir diesen König so lieb.

Bei Sichern
sehen wir uns wieder

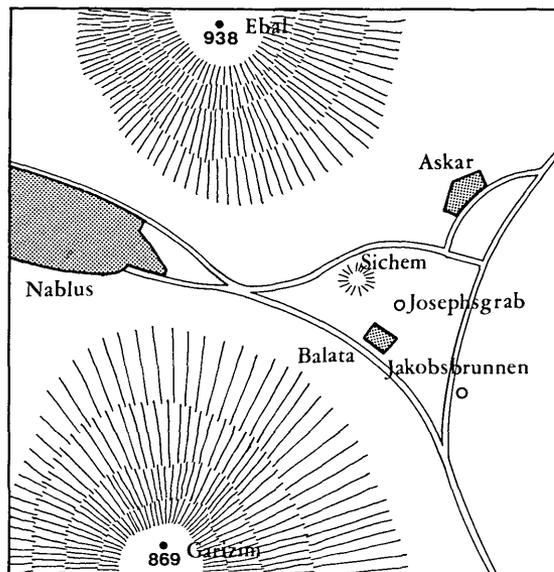
Wo Jakob einen Brunnen grub

Nablus! Wer den Namen hört, weiß wohl kaum, daß er aus dem antiken Neapolis – „Neustadt“ – entstanden ist. Er denkt vielmehr an Demonstrationen, Straßensperren, Militärpatrouillen und Steinwürfe. Und tatsächlich ist Nablus heute einer der neuralgischen Punkte in den besetzten Westbanks. Eine unruhige arabische Bevölkerung, die immer wieder aufbegehrt gegen Israel.

Wie ein Anachronismus erscheint da die kleine samaritanische Gemeinde, die alte Traditionen pflegt und lebt, als sei die Uhr vor zwei Jahrtausenden stehengeblieben. Der Gottesdienst nach uraltem Ritus ist vorbei, die Gemeindeglieder ziehen an uns vorüber, treten ins Freie, blinzeln in die Helle. Meist überschlanke, leicht gebeugte Gestalten, Männer mit hohen Fistelstimmen und schmalen Frauenhänden.

„Darf ich von Hochwürden eine Aufnahme machen?“ Der „Hohepriester“ nickt wohlwollend, stellt sich in Positur. Klick! Ich lasse den Apparat sinken, und im gleichen Augenblick zuckt Hochwürdens Hand vor: „One Dollar, please!“ In diesen drei Worten liegt beinahe alles, was über die heutige Gemeinde der Samariter zu sagen ist.

Nablus mit seinem Lärm und seinem Gestank liegt hinter uns. Das enge Tal zwischen Ebal und Garizim weitet sich, in der Ebene vor uns Olivenhaine, Citruspflanzungen, wohlbestellte Gärten. Dahinter das Bergland, steinig, sonnedurchglüht, schmutzigweiß. Links über uns die mächtige Schulter des Ebal, im Volksmund seit alters her als „Berg des Fluches“ bekannt (5. Mose 11, 29 und 27, 13 ff). Rechts die Flanke



des Garizim, auf dem bis in die Gegenwart hinein die Samariter ihr Passafest feiern.

Und mitten im Blickfeld die ausgegrabenen Trümmer von Sicheim. Sicheim: uralte Stadt mit großer Geschichte. Schon um 2000 v. Chr. mit einer Mauer umgeben, um 1600 v. Chr. in der Hand der Pharaonen und verstärkt befestigt. Hier lagerte Abraham (1. Mose 12, 6), hier siedelte sich Jakob an (1. Mose 33, 17 ff). Noch heute erinnert an diesen „Erzvater Jakob“ der Brunnen, der nach ihm benannt ist.

Schon der Kirchenhistoriker Eusebius (267 bis 340 n. Chr.) und der Pilger von Bordeaux (333) erwähnen diesen Brunnen. Bald danach mag auch schon die erste Kirche über ihm errichtet worden sein. Wie der Pilger Antonius um 570

erwähnt, befand sich damals der Brunnen vor den Schranken des Altars. Heute muß man über eine Anzahl Stufen in die Tiefe steigen. In der Krypta stehen wir dann vor dem Brunnen des Vaters Jakob. Eine rechteckige, etwa einen halben Meter hohe Ummauerung, über ihr ein Eisengestell, das die Aufzugvorrichtung trägt. Der Schacht soll 32 Meter tief sein, der Wasserspiegel aber scheint zu schwanken. So berichtet Wilken, daß er – ich nehme an, in den zwanziger Jahren – durch Hinablassen des Eimers in 19 Meter Tiefe den Wasserspiegel festgestellt habe. Ich selbst habe dagegen im Jahre 1955 eine Tiefe von 28 Metern gemessen. Hier, genau an dieser Stelle, spielt die Geschichte, von der Johannes berichtet. Hier sprach Jesus mit der Samariterin über das Wasser des Lebens (Johannes 4, 1–26).

Dies ist einer der wenigen Orte, die wir noch heute genau lokalisieren können. Der Tempel des Herodes steht nicht mehr, um die genaue Lage des heiligen Grabes gibt es noch immer Streit. Niemand aber wird widersprechen, wenn ich meine Hand hier auf diesen Brunnenrand lege und sage: Hier hat Jesus gesessen, als er mit der Samariterin sprach. Dies ist eine wahrhaft historische Stätte.

Damals lag dieser Brunnen noch unter freiem Himmel. Ebal und Garizim, davor der massige Schutthügel des alten Sichem, waren von hier mit einem Blick zu umfassen. Jesus sah zum Garizim hinüber, als er zu der Frau sagte: „Glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Gott ist Geist, und die ihn anbe-

ten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.“ Jesus war mit der Geschichte Israels wohlvertraut. Er wußte vom Fluche des Berges Ebal und vom Segen des Garizim. Er erinnerte sich, als er hier saß, gewiß auch an die Begebenheiten, die sich hier am Fuß der Berge einst abgespielt hatten: an den „Landtag“, den Josua hier hielt (Josua 24); an das Wort, das sozusagen zum Grundgesetz der Zwölf Stämme wurde: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen“ (Josua 24, 15). Und Jesus dachte wohl auch an den Tag, an dem hier über den verstorbenen König Salomo Gericht gehalten wurde; jenen Tag, an dem das Reich Davids auseinanderbrach.

Segen und Fluch – hier in Sichem, zwischen dem Ebal und dem Garizim, liegen sie dicht beieinander.

So kam er zu einem Ort in Samarien, der Sychar hieß und nahe bei dem Grundstück lag, das Jakob seinem Sohn Josef vermacht hatte. Dort befand sich der Jakobsbrunnen. Jesus war müde von der Reise und setzte sich daher an den Brunnen.

(Joh. 4, 5)

Jakob und seine Leute haben eine erstaunliche Leistung vollbracht. Man lebte damals – um 1800 vor Christus – in der Bronzezeit. Eisernes Werkzeug war noch unbekannt. Einen Brunnen in jener Zeit durch festen Fels in solche Tiefe zu bringen, war eine wahre Pioniertat.

Ich habe mich auf dem Brunnenrand niedergelassen. Es ist hier ganz still zu dieser frühen Stunde. Wie damals, als Er hier saß.

Rehabeam verspielt das Reich

Stahlblau wölbte sich der Himmel über dem Talkessel von Sichem. Unter dem grellen Licht zitterte die Luft, und jeder Laut ertrank in der Glut. Reglos saßen in weitem Halbrund die Abgesandten der Stämme. Ringsumher lagerten zu Tausenden die Ältesten, Sippenführer und Mächtigen aus ganz Israel. Zwei Gruppen mochten inmitten der Menge einem aufmerksamen Beobachter auffallen. Die eine bestand aus ärmlich gekleideten Männern. Es war deutlich zu erkennen, daß das Volk Abstand zu ihnen hielt. Manch ehrfürchtiger Blick verriet, daß nicht die Armut dieser Männer Ursache der Zurückhaltung war. Fromme Scheu gebot den Abstand: Die Seher von Schilo, Propheten Jahwes, Stimme des Herrn! Der Hagere dort: War das nicht Ahija? Ahija, der dem Hause Davids das Gottesgericht angekündigt hatte?

War es Zufall, daß genau gegenüber sich die andere Gruppe niedergelassen hatte? Auch sie vom übrigen Volk durch einen freien Raum geschieden. Wegen der Drohung, die aus ihrer Haltung und ihren Mienen sprach? Kräftige junge Männer, mit schmalen Augen und harten Lippen. Ihr Anführer ohne Frage der Hochgewachsene in dem Mantel, der nach ägyptischer Weise verziert war.

Unruhe kam auf, pflanzte sich durch die Menge fort, erreichte jetzt die Seher von Schilo. Der Hagere hob das Gesicht, blickte hinüber zu der Straße, die von Süden heraufführte. Auch der neben ihm, der mit den fanatischen Augen, hatte jetzt die Staubwolke gesehen, die von dort heranzog. „Rehabeam kommt“, knurrte er, „mit Streitwagen und kriegerischem Gefolge“. Der Hagere lachte auf: „Als sei er schon König von Israel!“

Sein Blick suchte den Hochgewachsenen drüben bei der Gruppe der Jungen. „Als hätte ich nicht schon, wie Jahwe mir gebot, zehn Teile meines Mantels an Jerobeam gegeben!“ Es war, als spräche er es zu sich selbst. „Zehn Stämme wird Jahwe an Jerobeam geben, nur einer soll dem Hause Davids bleiben –“. Der mit den heißen Augen wies hinüber. „Rehabeam ist zu fein – oder auch zu feig –, sich dem Rat der Ältesten zu stellen. Der neben ihm im Streitwagen stand, ist abgestiegen, kommt den Hang herauf.“

Hohngeschrei flatterte auf, wo der Bote Rehabeams sich einen Weg durch die lagernde Menge bahnte. Ahija kniff die Augen zusammen: „Es ist Adoniram, den Rehabeam sendet.“ Der neben ihm zischte durch die Zähne: „Ausgerechnet Adoniram, der oberste aller Fronaufseher!“ Er spuckte aus. „So schätzt also Rehabeam die Stämme Israels ein: als Fronknechte!“

Jetzt hatte Adoniram die Ältesten erreicht. Der Sprecher des Rates erhob sich, es wurde totenstill im weiten Rund. Deutlich klangen die Worte des Alten, der im Namen der Stämme sprach, über die Männer hin.

„Ihr Männer Israels! Wir sind hier versammelt, um zu entscheiden, was nun, da Salomo zu seinen Vätern versammelt ist, geschehen soll.“ Er machte eine Pause, und die Stille lag wie eine Drohung über allen. „Wir sprachen mit Rehabeam, dem Sohn Salomos: Dein Vater hat unser Joch zu hart gemacht. So mache du nun den harten Dienst und das schwere Joch leichter, so wollen wir dir untertänig sein.“

Er brach ab, da zorniges Gemurr zu hören war. Allenthalben waren die Männer aufgesprungen, drängten nach vorn. Arme fuhren hoch, geballte

Fäuste drohten. „Sein Vater hat uns ausgesogen bis aufs Blut!“ gellte es. „Frondienst Jahr um Jahr!“ erscholl es von drüben, wo die Ephraimiten standen. „In den Libanon verschleppt er unsere junge Mannschaft!“ „In die Steinbrüche, in die Höhlen!“

Endlich ebte der Aufruhr ab, der Alte konnte sich wieder Gehör verschaffen. „Vor drei Tagen fragten wir Rehabeam, den Sohn des Salomo, ob er der Not seines Volkes sein Ohr leihen wolle. Drei Tage erbat er sich Bedenkzeit. Nun, heute ist die Zeit herum.“ Er winkte Adoniram heran. „Künde uns, was dein Herr beschlossen hat.“

Adoniram war auf einen Stein gesprungen, so daß er weithin sichtbar war. Er hielt den Kopf gesenkt. In Windesschnelle zogen die Ereignisse der letzten Tage noch einmal an ihm vorüber: Die Abendstunde, als Rehabeam mit seinen Ältesten Rat hielt; die Stimmen, die zur Besonnenheit rieten und mahnten: Gib nach! Schenk dem Volk ein gutes Wort, und sie werden dir weiterhin dienen! Der Morgen dann, da Rehabeam seine hitzköpfigen jungen Freunde um sich sammelte. Ihr Hetzen und Höhnen, ihr Spotten und Aufstacheln! Jenes schlimme Wort dann, das Rehabeam aufgepeitscht hatte, das ihn den guten Rat der Alten vergessen ließ.

Adoniram fühlte einen bitteren Geschmack im Munde. War es der Ekel vor diesem vorwitzigen Sohn des weisen Salomo? War es der Abscheu vor diesem Volk, das eine dumpfe Masse war, ein jeder nur auf eigenes Glück und Wohllieben bedacht? Oder – war es die Angst? Die Angst vor der Wut, die losbrechen mußte, wenn er Rehabeams Antwort kundtat?

War es nicht vielleicht besser, wenn er zuvor sich absicherte, durchblicken ließ, daß er, Adoniram, zur Milde und zur Mäßigung geraten hatte? Und daß man selbst die harten Worte eines so jungen Menschen wie Rehabeam nicht so schlimm aufnehmen sollte, wie sie klangen?

Er kam nicht dazu, sich in Ruhe darüber schlüssig zu werden. Die Schar jener jungen Burschen hatte sich nach vorn geschoben, langsam, aber unaufhaltsam wie das Schicksal. Ihr Anführer stand jetzt dicht unter Adoniram, das Gesicht spöttisch verzogen, die Arme herausfordernd verschränkt.

Ich kenne ihn doch? durchzuckte es Adoniram. Das ist doch Jerobeam? Jerobeam, der landflüchtig wurde, als Salomo ihn wegen vorwitziger Rede zur Rechenschaft ziehen wollte? Nach Ägypten war er geflohen. Und jetzt, jetzt ist er zurückgekehrt! Wie sicher muß er sich fühlen, daß er dies gewagt hat, hier öffentlich vor Israel sich sehen läßt!

Adoniram hört nicht, was jener höhnt. Ihn, den sonst so kühlen Rat des Königs, hat alle Besonnenheit verlassen, da der Hochverräter Jerobeam hier so hervortritt. Adoniram wirft trotzig den Kopf in den Nacken, ruft über die Köpfe hin: „So spricht der König Rehabeam: Mein kleiner Finger soll dicker sein als meines Vaters Lenden! Mein Vater hat euch mit Peitschen gezüchtigt, ich aber will euch mit Skorpionen züchtigen!“

So, nun ist es heraus, das schlimme Wort, das die Jungen dem König angeraten haben. Macht jetzt mit mir, was ihr wollt. Ich habe nur gesagt, was mir aufgetragen war.

Schweigen. Haben sie nicht begriffen? Müssen sie erst nachdenken, um zu begreifen? Jetzt tritt

einer der Ältesten vor, ruft: „Was haben wir für Teil an David oder seinem Erbe?“ Natürlich, es ist einer aus Ephraim. Ein anderer schreit: „Israel, gehe heim zu deinen Zelten!“

Worte nur, Worte! Doch nein, dort neben Jero-beam bückt sich einer. „Nieder mit Rehabeam und seinen Fronknechten!“ gellt es. Ein Stein kommt geflogen, streift Adonirams Schulter. Der wankt nicht, steht hochaufgerichtet, Verachtung um den Mund.

Ein zweiter Stein, besser gezielt, surrt heran. Adoniram sieht ihn kommen, weiß, daß er treffen wird, und weicht nicht aus. Er fühlt den Schlag, sieht dunkle Punkte vor den Augen tanzen, lacht, lacht. Wie Hagel prasseln jetzt die Steine. Adoniram spürt, wie es warm und klebrig über seine Wange läuft. Ein Dröhnen erfüllt seinen Kopf, Schatten huschen vor seinen Augen dahin: Salomo auf seinem Elfenbeinthron, ein blaues Meer, weit, weit im Süden; Palmen rauschen, Moskitos sirren, unendlich dehnt sich die Wüste; weißgetürmte Paläste in zitternder Sonnenglut, eine Königin, die lauscht, wie er vom weisen Salomo erzählt.

Das Heulen der Hyänen fegt die Bilder fort, wie dunkler Flügelschlag umrauscht es ihn. Alles dreht sich, die Sonne schwingt im Bogen herum, dröhnt gegen den Garizim. Nun ist es dunkel. Dann ist nichts mehr.

Aufgeschrien hat Rehabeam, als er Adoniram im Steinhagel fallen sieht. Dann hat er dem Lenker die Zügel aus der Hand gerissen, die Peitsche. Sie zischt über die wild auskeilenden Pferde hin. Die brechen aus, gehen durch, rasen quer durch die Menge hin. Der einachsige Wagen schleudert, Steine fliegen, Flüche gellen.

Endlich ist alles vorbei, Stille um ihn her. Weit hinten ragen Ebal und Garizim, aber noch immer rasen die Pferde dahin, noch immer zuckt die Peitsche über ihre Rücken.

Die Seher haben schweigend gegessen, als die Wut des Volkes losbrach. Sie haben, als die Steine flogen, die weiten Mäntel vor die Gesichter gezogen und ihre Köpfe verhüllt. Nein, das da war nicht Jahwes Stimme. So redet der Herr nicht! Die Masse ist es, die da tobt. Und Jahwe schweigt.

Sie bleiben still, als die Menge sich zerstreut. „Israel, gehe heim zu deinen Zelten!“ Es kümmert sie auch nicht, als die Jungmannen sich um Jero-beam sammeln, ihn umjubeln und König nennen. Erst als es ganz ruhig ist, heben sie ihre Augen auf, sammeln sich um Ahija, gehen.

Am Jakobsbrunnen verhalten sie, schöpfen Wasser, trinken. Ahija ist der erste, der das Schweigen bricht. „Das Erbe Davids ist vertan. Zerfleischen wird sich Israel, wenn Rehabeam heraufzieht, gegen Ephraim zu streiten.“

Ahijas Blick fällt auf den mit den schmalen Augen. Schemaja? Was ist mit ihm? Schemaja hat jetzt die Augen geschlossen. Seine Lippen zittern. Jetzt neigt er den Kopf, als ob er lausche. Und da begreift Ahija: Jahwe redet zu Schemaja!

Ahija wirft den Kopf zurück, gebietet den anderen mit einem Zucken der Brauen Ruhe, weist mit den Augen auf Schemaja hin. Und die anderen verstehen: Der Herr spricht zu Schemaja. Da muß der Mensch schweigen.

Sie wissen nicht, wie lange sie so sitzen. Die Sonne sinkt hinter die Berge, sie aber warten und schweigen, schweigen. Endlich wächst Schem-



jas zusammengesunkene Gestalt wieder empor. Steif sitzt er jetzt da. Seine schmalen Schultern unter dem fadenscheinigen Mantel stehen scharf vor dem verblassenden Himmel. „Rehabeam wird das Schwert in der Scheide lassen.“ Zögernd tropfen seine Worte in die Stille. Leben kommt wieder in seine Augen, in denen der letzte Schein des Lichts sich spiegelt. „So spricht der Herr: Sage Rehabeam, dem Sohne Salomos, und dem ganzen Hause Juda und Benjamin: Ihr sollt nicht hinaufziehen und streiten wider eure Brüder, die Kinder Israels.“ Er hebt die Stimme, und sie ist jetzt voll verhaltener Kraft. „Denn solches alles ist von mir geschehen, spricht der Herr!“
Am Osthimmel steht schon der Schein des nahen

Morgens, als vor den Sehern, die schweigend durch die Nacht gezogen sind, die Mauern Schilos aus dem Dunkel wachsen. Dicht vor dem Tor Schilos verhält Ahija den Schritt, unwillkürlich scharen sich die anderen um ihn. „Brüder“, raunt er, „wir Menschen sind Wanderer in der Nacht. Dunkel liegt auf unserem Weg. Doch wir Seher dürfen den Stern schauen, der noch nicht aufgegangen ist.“ Ein schmaler Schatten wischt über den gestirnten Himmel. Es muß Ahijas Hand sein, die nach Osten weist. „Erscheinen wird der Stern, der Licht bringt in des Volkes Nacht. Ein Sohn Davids wird kommen, aufgehen wird ein Reis aus seinem Stamm.“
(Nach Jesaja 11, 1)

Das Ende einer Ära

Das Ende des Großreichs kam nicht von ungefähr. Es hat sich Jahrzehnte zuvor angekündigt.

Auch Jerobeam, der Sohn Nebats, ein Beamter Salomos, erhob sich gegen den König. Er war ein Efratiter aus Zereda, seine Mutter hieß Zerua und war Witwe. Mit der Erhebung hatte es folgende Bewandnis: Salomo baute den Millo und schloß die Lücke in der Stadt Davids, seines Vaters. Jerobeam war ein tüchtiger Mann, und als Salomo sah, wie der junge Mann arbeitete, machte er ihn zum Aufseher über alle Fronarbeiter des Hauses Josef. Als in jener Zeit Jerobeam einmal aus Jerusalem herauskam, begegnete ihm auf dem Weg der Prophet Ahija aus Schilo. Dieser war mit einem

neuen Mantel bekleidet. Während nun beide allein auf freiem Feld waren, faßte Ahija den neuen Mantel, den er anhatte, zerriß ihn in zwölf Stücke und sagte zu Jerobeam: Nimm dir zehn Stücke, denn so spricht der Herr, der Gott Israels: Ich nehme Salomo das Königtum weg und gebe dir zehn Stämme. Salomo suchte nun Jerobeam zu töten. Doch dieser machte sich auf und floh nach Ägypten zu Schischak, dem König von Ägypten. Dort blieb er bis zum Tod Salomos.

(1. Kön. 11, 26ff)

Der Sachverhalt selbst scheint klar: Jerobeam, ein energischer Patriot aus dem Stamme

Ephraim, lehnt sich gegen Salomos Fronwesen auf. In welcher Weise das geschah, wird nicht gesagt. Doch offenbar ist es nicht bei Worten geblieben. Jerobeam „erhob sich“ gegen den König: Diese Redewendung läßt darauf schließen, daß Jerobeam handfeste Vorbereitungen zum Aufbruch traf.

In seinem Vorhaben unterstützt wurde er durch ein Zeichen, das ihm der Seher Ahija gab: Zehn der Stämme sollen dir zufallen. So spricht der Herr, der Gott Israels!

Es wurde nichts mit dem Abfall des Nordens, solange Salomos starke Hand das Reich zusammenhielt. Doch sobald er die Augen geschlossen hat, erscheint Jerobeam erneut auf dem Plan. Und die Ansage Ahijas erfüllt sich. Uns kommen Fragen. Jerobeam floh nach Ägypten. Warum hat Salomo vom Pharao keine Auslieferung verlangt? Ein unternehmungslustiger Rebell wie Jerobeam blieb doch für die Zukunft eine Gefahr! Mußte Salomo, der ja weit voranzuplanen verstand, nicht alles tun, Jerobeams habhaft zu werden?

Die Antwort auf diese Frage kann nur vermutet werden. Wir wissen nicht einmal, ob Salomo auch nur versucht hat, die Auslieferung Jerobeams zu betreiben. Mag sein, daß er am Pharaonenhof vorstellig wurde und eine Absage erhielt. Der Grund für eine ablehnende Haltung Ägyptens dürfte klar sein: Salomos Fahrten nach Ofir hatten Ägypten an einer empfindlichen Stelle getroffen. Das alte Monopol der Puntfahrt war durchbrochen! Offenbar war Ägypten in jenen Jahren zu schwach, einen offenen Kampf mit Salomo wagen zu können. Doch das Klima hatte sich abgekühlt, es war

vorbei mit der früher gepflegten Freundschaft. Ägypten rächte sich für das verlorene Ofirmonopol mit Nadelstichen.

Die Nadel, die stach, hieß Jerobeam. Sie wurde zur Speerspitze, als Salomo tot war. Offensichtlich stieß Salomos Nachfolger Rehabeam in Juda und Jerusalem auf keinen Widerstand. Hier war er der Repräsentant des angestammten Herrscherhauses.

Anders im Norden, wo sich schon zu Salomos Zeiten Widerstand gegen den König aus Juda geregt hatte. Es ist für die Situation bezeichnend, daß Rehabeam sich aufs Verhandeln einlassen, ja, daß er sich gar nach Sichem, dem alten Kultzentrum Israels, begeben und dort dem versammelten „Landtag“ stellen muß. Die Nordstämme fordern Steuererleichterung und Einschränkung der Frondienste. Das scheint uns ein bescheidener und durchaus berechtigter Wunsch. Doch de facto bedeutete diese Forderung einen Eingriff in die Rechte, die sich das judäische Königtum in den Tagen Salomos angemessen hatte. Die Lage Israels im Jahre 926 v. Chr. ist bedrohlich und geht an die Substanz des Staates.

Nur äußerlich geht es um Arbeitserleichterung und mehr Freiheit. Im Kern trifft die Forderung der Nordstämme den Machtstaat an der Wurzel. Erklärlich darum wohl auch Rehabeams überheftige Reaktion. Daß sie in der von ihm gewählten Form falsch ist, liegt an Rehabeams Unerfahrenheit und Jugend. Er hört auf schlechte Ratgeber, ein Fehler, dem schon klügere Herrscher zum Opfer fielen.

Die Teilung des Reiches ist jedenfalls seit dem Tage von Sichem perfekt. Fortan gibt es ein

Südreich Juda, über das ein Davidnachkomme herrscht. Und es gibt das Nordreich Israel, dem die übrigen zehn Stämme angehören. Erster König wird hier Jerobeam. Es ist verständlich, daß sich das Verhältnis zwischen diesen beiden Bruderstaaten alles andere als freundschaftlich gestaltet. Die Ursache der Teilung muß von dem, der sie vollzogen hat, immer wieder betont werden. Man muß sich ja gerade von einem Brudervolk profiliert abgrenzen, eben um der eigenen Identität willen. Religion – oder in neuerer Zeit die Ideologie – muß dann herhalten, die gegenseitige Abgrenzung zu untermauern. Jahwes Tempel steht in Jerusalem! ist die Parole Judas. Israel aber betet ihn von nun an in Bethel an.

Außenpolitisch bedeuten die beiden Teilstaaten nichts mehr. Das von David unterworfenen Ammon macht sich selbständig. Das Königreich der Aramäer erstarkt und wird bald zu einem gefährlichen Rivalen. Nur Moab und Edom scheinen auch weiterhin tributpflichtig geblieben zu sein. Der Glanz des Davidreiches war dahin.

Wie steht es nun mit der vielgepriesenen „Weisheit“ Salomos? Kein Zweifel: Er war ein kluger Diplomat, ein geschickter Staatsmann und, wenn's not tat, ein verschlagener Egoist. Doch zur wirklichen Weisheit hat er es, wenn ich recht sehe, nicht gebracht, es wohl auch nicht bringen können.

Weil ihm eins fehlte, was zum Erlangen der Weisheit erforderlich ist: Leiden.

Salomo hat immer Erfolg gehabt. Handfeste Sünde – wie sie seinem Vater David unterlief – hat er vermeiden können. Genauer gesagt: Sie

ist ihm gar nicht recht bewußt geworden. Sein Vater erkannte seine Schuld vor Gott, nachdem Natan zu ihm gesprochen hatte. Salomo hat – um es klar zu sagen – öfter und vielartiger gesündigt. Doch das wird – ganz pauschal – mit allgemeinen Worten abgetan: „Salomo hatte viele heidnische Weiber und opferte auf den Höhen.“ Daran gewöhnt man sich; es wird nicht bewußt, weder dem Sünder selbst noch seinen Zeitgenossen. Die einzelne, handfeste Tat – im Falle Davids heißt sie Batseba – wird bewußt, wird genannt, bestraft: „Da kam Natan zu David.“

Zu Salomo kommt Natan nicht. Seltsam. Hat mit dem Bündnis von Altar und Thron auch die Urteilsfähigkeit des Propheten gelitten? Hat „die Kirche“ jetzt nicht mehr die Fähigkeit, die Sünde der Herrschenden zu erkennen, zu brandmarken und zu strafen? Fast möchte es so scheinen.

Auf jeden Fall: Salomo erlebt nicht, was Sünde vor Gott bedeutet. Ihm wird nicht Strafe angesagt. Er erfährt nicht, was es heißt, den Sohn zu verlieren. Er fühlt nicht Gottes strafende Hand. Das Leiden bleibt ihm fern, nicht nur das vordergründig menschliche Leiden an Leib oder Seele, mehr noch das Leiden an Gott. Nie hatte er es nötig, aufzuschreien: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Und darum findet er nicht zur Weisheit. Erst die Nachwelt hat ihn mit dem Lorbeerkranz der Weisheit geschmückt. Bei Lebzeiten hat ihn Salomo nicht getragen. Sein Vater David war da weiser, weil er wußte, was es heißt, wenn Gott strafend ihn trifft.



So erklärt es sich, warum Salomo in Maßlosigkeit verfällt, die der Feind der Weisheit ist. So verspielt Salomo das Reich schon zu seinen Lebzeiten, ja, er ahnt nicht einmal, daß sein Regieren in den Abgrund führt.

Rehabeam, ein unreifer Junge, der genau da weitermacht, wo sein Vater aufgehört hat, der Macht auch da noch demonstriert, wo sie längst geschwunden ist, vollendet nur, was vorgegeben war. Bei Salomo hielten noch Routine, der Glanz scheinbar erfolgreicher Betriebsamkeit und ein gut funktionierender Apparat das Reich in Gang. Auch liegt über Salomos Regierungszeit noch der Genius Davids, des Hirtenjungen, den der Herr sich erwählte. Doch jetzt – nach vier Jahrzehnten Salomo – ist der Zauber Davids verblaßt. Man kennt ihn nur noch vom Hörensagen. Vor Augen aber steht der überzogene Machtanspruch eines Epigonen, der nicht einmal sich selbst beherrschen kann. Gerade an dieser Stelle wird erkennbar, in welchen Abgrund der von Salomo gewählte und mit Folgerichtigkeit beschrittene Weg führt. Überzogenes Erwählungsbewußtsein wuchert aus zur Überheblichkeit. Am Ende steht die Hybris. Es blieb dem Volk die Erinnerung und – die Hoffnung. Die Erinnerung an den König, der Israel mächtig gemacht hatte. Die Hoffnung, daß ein neuer Herrscher kommen werde aus dem

Hause und Geschlechte Davids. Doch schon die Propheten ahnten, daß dieser Sohn Davids ein Friedefürst sein würde, anders als David, anders als alle Mächtigen dieser Erde. (Jes. 11, 1–9)

Doch aus dem Baumstumpf Isaia's wächst ein Reis hervor, ein junger Trieb aus seinen Wurzeln bringt Frucht.
Der Geist des Herrn läßt sich nieder auf ihm: der Geist der Weisheit und der Einsicht,
der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Gottesfurcht.
Er erfüllt ihn mit dem Geist der Gottesfurcht. Er richtet nicht nach dem Augenschein, und nicht nur nach dem Hörensagen entscheidet er.
Er richtet die Hilflosen gerecht und entscheidet für die Armen des Landes, wie es recht ist.
Er schlägt den Gewalttätigen mit dem Stock seines Wortes und tötet den Schuldigen mit dem Hauch seines Mundes. Gerechtigkeit ist der Gürtel um seine Hüften, Treue der Gürtel um seinen Leib.
Dann wohnt der Wolf beim Lamm, der Panther liegt beim Böcklein.
Kalb und Löwe weiden zusammen, ein kleiner Knabe kann sie hüten.
Kuh und Bärin freunden sich an, ihre Jungen liegen beieinander. Der Löwe frißt Stroh wie das Rind.
Der Säugling spielt vor dem Schlupfloch der Natter, das Kind streckt seine Hand in die Höhle der Schlange.
Man tut nichts Böses mehr und begeht kein Verbrechen auf meinem ganzen heiligen Berg;
denn das Land ist erfüllt von der Erkenntnis des Herrn, so wie das Meer mit Wasser gefüllt ist.

(Jes. 11, 1–9)

Zeittafel

ZEIT	ÄGYPTEN	KANAAN-PALÄSTINA	VORDERASIEN
um 1300	<i>Ramses II.</i> (1301–1234), unter ihm kommt es zum Fronddienst und zwischen 1290–1260 zur Auswande- rung der Israeliten aus Ägyp- ten	Ab 1250 beginnt die Eroberung Kanaans durch die Is- raeliten unter <i>Josua</i>	Aufstieg des assyrischen Rei- ches besonders unter Salma- nassar I. (1272–1243)
um 1200		Die Zeit der Richter Im Süden des palästinenschen Küstengebietes las- sen sich die Philister nieder	Um 1200 Ende des Hethiter- Reiches Beginn der griechischen Kolo- nisation Unter Tiglatpileser I. (1112 bis 1074) Gründung des Neu- assyrischen Reiches
1000		Um 1125: die Schlacht der <i>Debora</i> gegen die Philister Die Zeit <i>Samuels</i> 1020–1012 <i>Saul</i> , der erste König Israels Um 1012–972 <i>David</i> , der Jerusalem erobert und zur Hauptstadt von ganz Israel macht	
972	984–950 Psusennis II. 976–958 Siamon	972–926 <i>Salomo</i> ; unter ihm erreicht das Königreich Is- rael seine größte Macht Mit seinem Tod bricht der Einheitsstaat auseinander	

ZEIT	ÄGYPTEN	KANAAN-PALÄSTINA		VORDERASIEN
		ZWEITEILUNG ISRAELS		
926		926–722 Nordreich Israel	926–586 Südreich Juda	
	950–929 <i>Scho- schenk I.</i> Er fällt in Juda ein und plündert Jerusa- lem	926–906 <i>Jerobeam</i>	926–909 <i>Rehabeam</i>	
900		<i>Nadab</i> <i>Bascha</i> <i>Ela</i> <i>Simri</i> <i>Tibni</i>	909–907 <i>Abiam</i>	
850		881–870 <i>Omri</i>	907–867 <i>Asa</i>	884–859 <i>Assurna- sirpal II.</i> von Assy- rien
		870–851 <i>Ahab</i> Unter seiner Herrschaft lebt der Baalskult wieder auf. Der Prophet <i>Elia</i> tritt auf.	867–842 <i>Joschafat</i>	858–824 <i>Salmanas- sar III.</i>

Bildnachweis

(A) Farbige Abbildungen (Erich Lessing)

S. 33: Treppe in Megiddo

Treppe in Megiddo aus der Zeit Davids. Sie wurde freigelegt während der Ausgrabungsarbeiten 1925–1937.

S. 37: Krieger auf einem Turm

Bronzeköcher aus Luristan; er stammt etwa vom Anfang des 8. Jh. v. Chr. und zeigt in seiner assyrisch beeinflussten Darstellung einen Festungsturm mit Schießscharten und Verteidigern.

Basel, Sammlung E. Borowski

S. 45: Das Tal von Ajalon

Das Tal von Ajalon ist ein Teil der Hochebene von Judäa. Das Trockental, das auch im Winter kein Wasser führt, erstreckt sich bis zum Mittelmeer bei Tel Aviv und durchschneidet die Hochebene in westöstlicher Richtung.

S. 48: Ägyptische Prinzessin

Teil eines Relieffragments der Amarnazeit aus Hermopolis. Dargestellt ist eine in dieser Zeit sehr seltene Szene eines Reinigungsopfers. Das

Wasser ist durch gebrochene Linien am rechten Bildrand dargestellt. Die Prinzessin trägt eine seltsame Kurzperücke. Moderne Fassung mit Resten alter Bemalung.

New York, Sammlung N. Schimmel

S. 52: Tempelmauer in Jerusalem

Steine der herodianischen Mauer an der Westseite des Tempelplatzes. Innerhalb dieser Mauer finden sich heute noch – wie hier im Bild – einzelne Steine, die wohl aus salomonischer Zeit stammen. Dieser Mauerteil ist heute bekannt unter dem Namen „Klagemauer“.

S. 57: Dreifuß mit kleinem Kultbecken

Kleiner Bronzedreifuß, geschmückt mit Granatäpfeln, der als Untersatz für eine Schale diente. Dieser Dreifuß ist die Verkleinerung eines Sokkels für ein großes Gefäß, vergleichbar dem bekannten Ehernen Meer des Jerusalemer Tempels. Er wurde in Ras Schamra gefunden zusammen mit einem Schatz von Bronzewaffen, von denen einige durch Inschriften als Besitz des Oberpriesters ausgewiesen waren.

Paris, Louvre

S. 60: Salbhorn

Elfenbeingefäß in Form eines Horns. Dieses mit Goldbändern umzogene Stück stammt aus der Zeit zwischen Bronze- und Eisenzeit und wurde in Megiddo in der Schatzkammer eines Palastes aus dem 14. Jh. v. Chr. gefunden. Ähnliche Stücke entdeckte man in ägyptischen Gräbern. Sie waren vermutlich zur Aufnahme von Salböl, vielleicht zur Königssalbung, bestimmt.
Jerusalem, Rockefeller-Museum

S. 64: Cherub, Elfenbeinstatue

Ein vom Ägyptischen beeinflusster Cherub, der die ägyptische Doppelkrone trägt. Gewöhnlich wurden zwei Cherube dargestellt, zwischen denen ein heiliger Baum stand. Das Stück stammt aus einer Kriegsbeute des Königs Adadnirari III. (809–782) von Damaskus. Ähnlich diesem Motiv darf man sich wohl die Cherube im salomonischen Tempel vorstellen.
Jerusalem, Sammlung E. Borowski im Israel-Museum

S. 87: Goldschale mit Pferderelief

Teil vom Boden einer reliefgeschmückten Goldschale aus Ugarit. Das Pferd zieht einen Kampfwagen; der Jäger zielt mit seinem Bogen auf eine flüchtende Gazelle. Die Schale von ägyptischer Form läßt einen mykenischen Einfluß erkennen.
Paris, Louvre

S. 91: Die Bucht des Pharao, südlich von Elat

Blick auf eine Bucht 10 km südlich von Elat, die heute der „Fjord“ genannt wird.

S. 95: Tontäfelchen mit Schriftzeichen, die eine Goldlieferung aus Ofir anzeigen

Hebräische Tonschale aus Tel Quasile (etwa 8. Jh. v. Chr.) mit der Inschrift „Gold aus Ofir nach Bet-Horon – 30 Schekel“. Für gewöhnliche Aufzeichnungen benutzte man im Altertum nicht den kostspieligen Papyrus, sondern begnügte sich mit Tonscherben, auf die man mit Tinte schrieb oder den Text mit einem Griffel einritzte. Zahlreiche solcher „Ostraka“ genannten Scherben wurden in Samaria, Lachisch und in jüngster Zeit in Arad gefunden.
Jerusalem, Israel-Museum

S. 145: Weihestein in Tell Balata

In Sichern, dem heutigen Tell Balata, steht dieser Stein in einem Tempelbezirk der jüngeren Bronzezeit (15.–13. Jh. v. Chr.), der sich auf den Trümmern eines noch älteren Tempels erhebt. Das Buch Josua erwähnt einen „großen Stein“ unter der Eiche im Heiligtum Jahwes in Sichern.

S. 149: Christus der Weltenherrscher

Thronender Christus. Gestalt aus vergoldetem Kupfer, getrieben und graviert, Augen aus blauem Glasfluß, türkisfarbener Glasflußdekor. Entstanden im 2. Viertel des 13. Jh. n. Chr. in Limoges.
Köln, Schnütgenmuseum

(B) Schwarzweißabbildungen

Die Vorlagen der Federzeichnungen und Karten stammen, sofern nicht anders vermerkt, vom Verfasser.

Die Reinzeichnungen besorgten Lajos Jobbagy und Herbert Becker.

S. 38 Das Wassersystem von Megiddo

nach: Yigael Yadin, Hazor. Verlag Hoffmann & Campe

S. 39 Torbau in Megiddo aus der Zeit Salomos

nach: Yigael Yadin, Hazor. Verlag Hoffmann & Campe

S. 46 Torbau in Hazor aus der Zeit Salomos

nach: Yigael Yadin, Hazor. Verlag Hoffmann & Campe

S. 53 Plan des salomonischen Tempels und Palastes

nach: Kathleen Kenyon, Archäologie im Heiligen Land. Neukirchener Verlag

S. 55 Der Tempel Salomos; Rekonstruktion nach 1. Kön. 6–7 und 2. Chr. 3–4

nach: Lexikon zur Bibel, Verlag R. Brockhaus

S. 78 Karte der Verwaltungsbezirke und Industrieorte

nach: Lexikon zur Bibel, Verlag R. Brockhaus

S. 82 Rekonstruktion des Ehernen Meers aus dem Tempel Salomos

aus: Lexikon zur Bibel, Verlag R. Brockhaus

S. 96 Das ausgetilgte Bild der Hatschepsut

nach: Paul Herrmann, Sieben vorbei und Acht verweht. Verlag Hoffmann & Campe

S. 98 Schiffe aus der Zeit der Pharaonin Hatschepsut

nach: Björn Landström, Die Schiffe der Pharaonen. C. Bertelsmann Verlag

Weitere Bücher von Alfred Salomon im Aussaat Verlag:

Berufen und verworfen

Saul – Israels erster König. Ein Roman, den die Geschichte schrieb
160 Seiten, gebunden, 12 Zeichnungen und Karten, 12 Farbfotos, großes Quartformat.

David und Jerusalem

Ein Reiseführer, den die Bibel schrieb
160 Seiten, gebunden, 25 Zeichnungen und Karten, 24 Farbfotos, großes Quartformat.
Sachkundig und faszinierend wird uns die Geschichte der großen Könige Israels an den Stätten des Geschehens anschaulich gemacht. Bibeltexte, Reportagen – bei der forschenden Durchwanderung des Landes entstanden – und romanhafte Nacherzählungen lassen die Zeit Sauls und Davids lebendig werden. In großer Unmittelbarkeit wird der Leser in das Geschehen des Alten Testaments mit hineingenommen. Archäologische und bibelwissenschaftliche Exkurse stellen es in einen größeren Zusammenhang und machen den Bezug zur Gegenwart deutlich.
Fotos, Zeichnungen und Karten bieten Orientierungshilfen für Touristen.

Du führst mich durch die Zeiten

Stationen unseres Lebens – Bilder und Begegnungen
108 Seiten, gebunden, 45 vier- und einfarbige Fotos, Format 22,5 x 24 cm.
Der Autor ist vielen Menschen begegnet, schlichten und vornehmen; Menschen, die unbeachtet ihr Leben führen, und solchen, die im Rampenlicht stehen. Doch scheint es, daß dies alles keine Rolle spielt, wenn es um die Begegnung mit Gott geht. Denn diese Begegnungen kommen plötzlich und oft unerwartet; Gott ist wie ein fahrender Platzregen – so ähnlich hat es Luther einmal ausgedrückt.
Für diese Augenblicke will der Autor unser Gespür schärfen – mit Bildern und Betrachtungen, Liedern und Lyrik, nach dem Ablauf des Kirchenjahres gegliedert.
Ein repräsentativer Geschenkband für viele Anlässe.

Aussaat Verlag · Wuppertal

Meditative Bilder und Texte



**Christophorus-Verlag
Schriftenmissions-Verlag
Agentur des Rauhen Hauses**

Dein Licht hat die Nacht in ein Morgen verwandelt

Texte von Wolfgang Poeplau, Fotos von Conrad Contzen. 66 Seiten, vierfarbige Abbildungen, davon 3 ausklappbare Panoramaseiten, Format 30 x 30 cm, geb.

Die von Wolfgang Poeplau geschriebenen meditativen Texte sind Gedanken, Interpretationen und Meditationen von ungeheurer Dichte und dichterischer Kraft zu jeweils vorangestellten Psalmversen oder Kernaussagen der Heiligen Schrift. Die Texte korrespondieren mit den ausdrucksstarken Bildern des Fotografen Conrad Contzen. Es sind Eindrücke einer Landschaft, die sich menschlichem Begreifen entzieht: Die Felsküsten, Lavagebirge und Gletscherfelder Islands. Bilder und Texte, ineinander zu einem großen Ganzen verwoben, sind von ruhiger Klarheit, ja Einfachheit. Sie holen die Menschen auf der Suche nach dem Sinn seiner selbst ab. Ein Buch von erstaunlicher Vielfalt, aber auch Tiefe, das existenzielle Fragen des Menschen heute trifft und Hoffnung macht – ein herausragender Geschenkband.

Dieses Buch geht den noch greifbaren Spuren Salomos nach, dem letzten der drei großen Könige Israels, der das Reich zu seiner größten Blüte und Macht entfaltet und der den Tempel in Jerusalem erbaut.

Auf ungewöhnliche Weise – in biblischen Texten, archäologischen Exkursen und mit vielen, teils mehrfarbigen Abbildungen – erzählt dieses Buch vom Land der Bibel und seinen Menschen.

Die Gestalt Salomos, den die Bibel weise nennt, zeigt exemplarisch einen außergewöhnlichen Menschen, der zwar klug und geschickt zu regieren weiß, dem aber die tiefste Weisheit fehlt, die Demut vor der eigenen Begrenztheit und vor Gott.

**Christophorus-Verlag · Freiburg
Aussaat Verlag · Wuppertal**